

CAROLINE SESTA

**DES TEUFELS
FINGER**

I - LÜGENGESPINST

Copyright © 2022 Caroline Sesta
Alle Rechte vorbehalten.

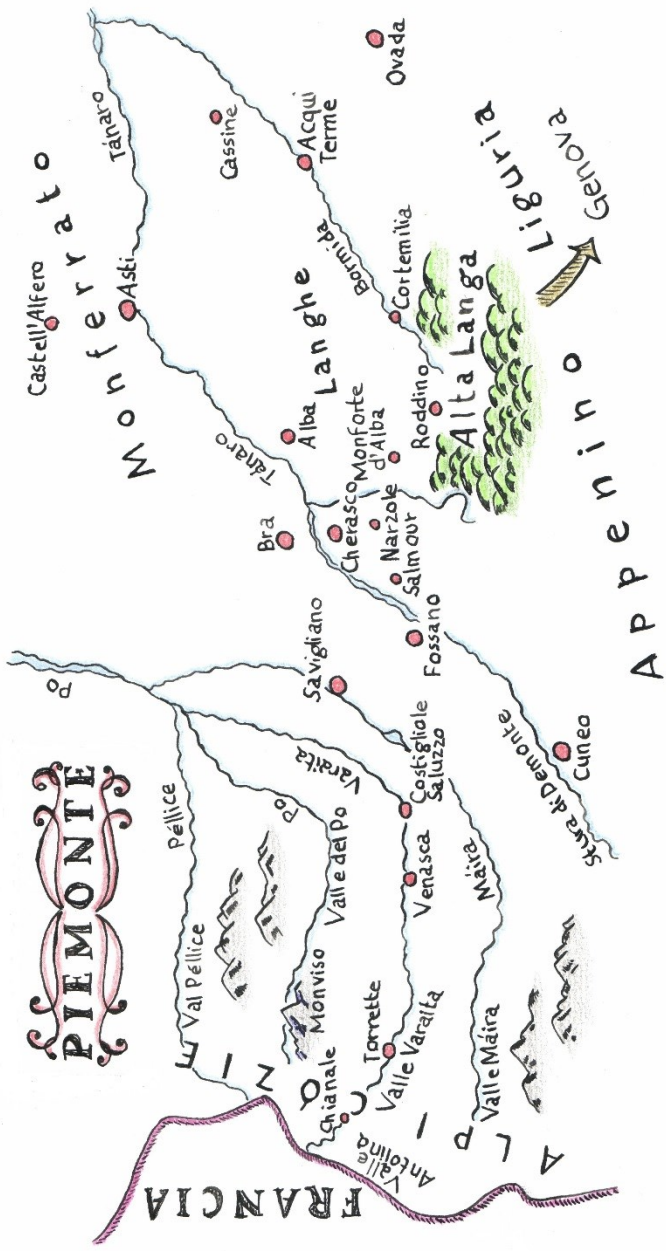
www.Caroline-Sesta.com

DIESER SPANNENDE LIEBESROMAN

wendet sich an keine bestimmte Leserschaft. Aber derjenige, der zu diesem Buch greift, sollte Hang zu Fantasie & Romantik sowie zu großen Gefühlen & kleinen Schwächen haben. Daneben Freude an bildhaften Landschaftsbeschreibungen, feingezichneten Charakteren und unterhaltsam eingeflochtenem Allgemeinwissen. So darf er schmunzeln, weinen, träumen...

Warum der Teufel? Warum Italien? - Keinesfalls wegen Kitsch & Klischee! Vielmehr für eine Lesebühne vollgepackt mit märchengleicher Theatralik, die in vergnüglichen Lesestunden dem Alltag den Rücken kehren lässt.

Also dann: Vorhang auf!



KAPITEL I

PIEMONTE, JUNI 1557

„Lass ihn auf jeden Fall erst auf mein Zeichen von der Leine!“

Lauro¹ sah zu seinem kleinen Bruder und blies in die Tröte, der er den Laut einer Wildente entlockte.

„Ja, ich habe es kapiert, Lauro. Wie oft willst du es mir noch erklären? Ich bin doch kein Kind mehr!“, beschwerte sich Fausto ungeduldig.

Versöhnlich lächelnd wuschelte Lauro ihm den Haarschopf und ging die wenigen Schritte zurück zu seiner Fuchsstute, die er unweit an einen Baum gebunden hatte.

„Ungestüm wie eines deiner Fohlen, Luisa“, kommentierte er die Ungeduld des Bruders.

Er zog ein Lederbändchen aus dem Wams und band damit seine halblangen Haare im Nacken zu einem Zopf zusammen. Es ging ein leichter Wind und er wollte nicht, dass sein Raubvogel bei der Jagd abgelenkt würde.

Bevor sich Lauro dem Falken widmete, hakte er der Stute das Trensengebiss aus, lockerte den Sattelgurt und schnallte ihr den vollen Hafersack vors Maul. Nach einem letzten Tätscheln am Pferdehals ließ er den am Sattel festgemachten Gerfalken, der noch das Lederhäubchen auf dem Kopf trug, auf seinen behandschuhten Unterarm steigen.

„Dann los!“ Lauro war wieder bei Bruder und Hund.

Fausto nickte eifrig und fasste Cesare, den weiß-orange geschimmelten *Spignone italiano*, fest bei der Leine.

„Und ab jetzt...“ Mit einem Finger über den Lippen signalisierte Lauro, dass sie von nun an schweigen und sich ausschließlich durch Zeichen verständigen würden.

„Ja, ja.“ Fausto verdrehte zappelig die Augen.

Wieder lächelte Lauro. Er nickte und begann, eine schützende Hand vor dem Falken, sich langsam und leise durch das vor ihnen liegende Dickicht zu arbeiten.

Sofort, als sie im Unterholz schlichen, fing der Hund an zu wittern. Pausenlos bewegte sich die Hundenase. Zunehmend gespannt zeigte sich aber nicht nur die Körperhaltung des Vorstehhundes, sondern auch die seines jungen Führers...

Am Rande einer Lichtung war Lauro gewiss, dass Cesare die Nähe eines

¹ sprich: La-uro ; italienischer männlicher Vorname (der Lorbeerbekränzte)

Fasans anzeigte.

Behutsam löste er die Lederriemchen, die die Krallenfüße des Raubvogels hielten, und nahm ihm das Häubchen vom Kopf. Danach warf er ihn kraftvoll in die Luft. Augenblicklich stieg der Falke in die Höhe.

Lauro sah ihm nach und wartete, bis der Vogel, einige Kreise gezogen, über ihnen verharnte.

Auf den Lockruf der Tröte ließ Fausto Cesare von der Leine.

Dieser stob aus dem Unterholz in das hohe Gras der Lichtung und zeitgleich flüchtete ein prächtiges, buntschillerndes Fasanenmännchen mit lautem Gegacker in das Lichte des offenen Waldstückes.

Pfeilschnell schoss Lauros Falke im Sturzflug vom Himmel. Als er die Flugbahn des Fasans erreicht hatte, öffnete er halb seine Schwingen und schlug dem begehrten Vogel die Klauen in den Leib.

Mit ihm am Boden, begann der Gerfalke sofort das Rupfen seiner Beute.

„Lauf, Fausto, schnell!“, rief Lauro dem Bruder zu, der bereits die Beine in die Hand genommen hatte.

Noch während Fausto rannte, griff er in seine Umhängetasche und zog ein kleines Stück frisches Fleisch hervor. -

„Geschafft. Gut gemacht.“

Lauro trug den Gerfalken wieder auf dem Unterarm. Lobend strich er dem Vogel über das Gefieder, während dieser mit der scharfen Spitze seines Schnabels gierig am Fleischstück riss, das Fausto ihm anstatt der Beute untergeschoben hatte.

Stolz nahm Fausto den erlegten Fasan an sich und hob ihn in die Höhe. Er begutachtete das prächtige Gefieder und den ausgewachsenen, eine üppige Fleischmahlzeit verheißenden Vogelkörper. Danach verschnürte er beflissentlich dessen Beine.

„Weiter?“ Erwartungsfroh sah Fausto zu Lauro.

Der Bruder nickte und erneut schoben sie sich gebückt und lautlos durch das umliegende Dickicht, bis Cesares Nase unruhig zu zucken begann...

Wieder konnte man einen Raubvogel in den Lüften erst kreisen, dann ruhig abwarten sehen. Wieder schoss ein Hund aus dem Dickicht und wieder schrie ein Wildvogel auf...

„Genug für heute“, beendete Lauro die Beizjagd. „Mehr brauchen wir wirklich nicht, Fausto. Wer soll denn das ganze Fleisch essen, he?“

„Gut, Bruder. Aber nächste Woche gehen wir wieder auf die Pirsch. Versprochen?“ Faustos Jagdeifer war ungebrochen.

„Versprochen. So denn das Wetter passt und wir schon wieder Appetit auf Fasan haben.“

„Es gibt ja auch noch die Rebhühner oder die Hasen oder...“

Lauro winkte lachend ab und setzte den Raubvogel auf den Knauf seines Sattels.

Fausto gab keine Ruhe. „Oder wir nehmen die Armbrust und holen uns ein Borstenvieh. Denn ich erinnere mich“, betonte er neunmalklug, „wie Mutter letztthin äußerte, sie hätte so Appetit auf eine Wildschweinpastete.“

Lauro wurde strenger. „Fausto, bevor du mit einer Armbrust auf ein Wildschwein zielst, führt die *Varaita*² noch öfter Hochwasser.“

„Du wirst es sehen. Ich frage Vater und der erlaubt es.“

„Einverstanden“, kommentierte Lauro mit leisem Lächeln. „Frage Vater und wir reden darüber, nachdem unser Fluss noch einige Male Hochwasser führte.“

Fausto schnaufte trotzig.

„Willst du wieder mitreiten?“

Während Lauro das Trensengebiss einhakte, schickte er Fausto einen versöhnlichen Blick. Schließlich waren sie zu zweit auf der Stute in den Wald aufgebrochen.

„Nein, nein. Wie ich dich kenne, schlenderst du in einer halben Ewigkeit zurück nach Hause. Ich will Vater sofort zeigen, was wir gejagt haben. Und Hunger, ja, Hunger habe ich auch!“

Der Jüngling warf die erlegten, an den Krallen zusammengebundenen Fasane über seine Schultern und rannte los.

Cesare folgte ihm auf dem Fuße. Übermütig sprang der Hund umher und haschte nicht nur nach der Jagdbeute, sondern auch nach der wohl verlockend nach Fleisch duftenden, um Faustos Hüften schlenkernden Umhängetasche.

Lächelnd sah Lauro den beiden hinterher.

Mit der Stille, die ihn umfing, als Bruder und Hund hinter der nächsten Kurve verschwunden waren, mit dem leisen Rauschen des Waldes und dem gelegentlichen Schnauben seiner Stute, kehrte seine so geliebte Ruhe in ihm ein.

Aufrecht im Sattel, den Falken auf dem angewinkelten Unterarm, genoss Lauro den Duft der Natur und ergab sich seinen Grübeleien.

Nach einem halbstündigen Ritt in gemächlichem Schritt tauchte sie vor ihm auf, die elterliche Burg...



² Gebirgsfluss, aus den Cottischen Alpen kommend, namensgebend für das Valle Varaita, mündet in den Po

„Ihren Hafer hat sie aufgeessen, Korbinian.“

Nachdem Lauro den Falken in die Voliere gebracht hatte, reichte er dem Pferdeknecht die Zügel der Stute und den leeren Hafersack. „Tränke sie reichlich und reibe sie gut mit Stroh ab. Die Bremsen haben ihr wieder zugesetzt, heute im Wald, drückend wie das Wetter war.“ Lauro rieb an seinen Insektenstichen.

„Ja, junger Herr, wie Ihr wünscht.“

Der Knecht verneigte sich und führte Lauros Fuchsstute in Richtung der Stallungen. „Dann komm, Luisa. Warst du wieder eine Brave, heute“, hörte man den hochgewachsenen Blondschof mit der Statur und Kraft eines Hünen:

Mitunter ungehobelt und grob zu seinen ihm gleichgestellten Mitmenschen, war der Teutsche³ dennoch einer der sanften und einfühlsamen Pferdeknechte. Noch nie hatte Lauro gesehen, wie Korbinian eines der ihm anvertrauten Rösser anschrie oder gar schlug und man spürte, dass die Tiere ihm vertrauten. - Lauro mochte ihn.

Er sandte Pferd und Knecht einen wohlwollenden Blick nach und wandte sich eilig zur Burg. Hatte er sich für seinen Ritt zurück viel Zeit gelassen, musste er sich nun sputen, um zum abendlichen Mahl mit Eltern und Bruder nicht zu spät oder gar unzureichend gesäubert und gekleidet zu erscheinen. Zöge er damit umso mehr den Unmut seiner Mutter auf sich, der ihn seit einer Weile des Öfteren traf..



Wohl einst zum Schutz war die Montemano'sche Burganlage auf der Kuppe eines bewaldeten Hügels errichtet. Uneinsehbar über dem Ort *Venasca* gelegen, erreichte man von dort aus das trutzige Natursteingemäuer in einem gut halbstündigen Fußmarsch. Das zum Bau verwendete, für die Gegend typische Schiefergestein fügte sich auf das Trefflichste in die Landschaft ein. Grün-weiß ausgeflaggt, flatterten die Burgfahnen das ganze Jahr über fröhlich im Wind. Unzählige, an Fenstersimsen und Mauervorsprüngen befestigte Blumenkästen, üppig bepflanzt mit Nelken, betupften das Gemäuer dazu in den Sommermonaten mit weithin schillerndem Purpur.

Von der Burg selbst bot sich ein herrlicher Rundumblick:

Gen Osten blickte man weit in die Ebene nach *Costigliole Saluzzo* und

3 veraltet für deutsch

Savigliano, in welcher der Burgherr Ländereien sein Eigen nannte und großflächig Obstbau betrieb. Wendete man sich gen Westen, erhoben sich, klares Wetter vorausgesetzt, die vorgelagerten Berge der *Cottischen Alpen*. In Norden und Süden umgaben die Burg unzählige Hügel. Bewachsen mit üppigem Mischwald und *Marroni*⁴, zeigten sich diese sattgrün in Frühling und Sommer, bunt-golden schillernd im Herbst und schneeweiß bedeckt im kurzen, aber intensiven Winter. Sah man nach oben, zum Himmel, waren es die selteneren Momente, in denen kein Greifvogel in den Lüften kreiste und seine schrillen Rufe ertönten. Die Vogelwelt bescherte dazu ein unablässiges, mit dem Sonnenaufgang beginnendes Konzert aus Gezwitscher, das im Sonnenuntergang die Grillen mit ihrem Gezirpe bis spät in die Nacht hinein fortsetzten.

Um die Burg selbst hatte man Waldstücke gerodet und diese dienten als üppige Blumenwiesen, aber auch als Weiden für die Pferde der Burgbewohner. Einige der dort früher gestandenen alten Apfelbäume waren nicht aus der Erde gerissen worden, und an den ihnen überlassenen Früchten labten sich nun die Pferde je nach Reifezeit und Laune.

Die nördliche Hälfte der Burganlage war auf einem tief und steil abfallenden Felsen errichtet, um einen feindlichen Angriff aus dieser Richtung auszuschließen. Den südlich sanft auslaufenden Hügel dagegen nutzte man, um die Burg komfortabel zu bewohnen. Auf die Anlage eines Burggrabens hatte man vor allem wegen der felsigen Nordseite verzichtet. Demnach gab es dem wuchtigen hölzernen Burgtor vorgelagert keine Zugbrücke, die man hätte hochziehen und sich zusätzlich verschanzen können. Im Gegenteil. Das Tor blieb zumeist geöffnet und man gewährte praktisch jedermann Zugang zum Burghof. Vertrauen signalisierte man an die Umgegend und, außer vielleicht einem Tagedieb, der für sein tägliches Brot die Finger streckte, verehrte man die Familie der Montemano's zu sehr, als dass man ihr Schaden zugefügt hätte. Trotz unsicherer Zeiten als Wohltäter bekannt, hüteten die ansässigen Bauern und Siedler den *Conte*⁵ Giovanni di Montemano in Dankbarkeit wie ein Kleinod. Er ließ sie in seinen Obstplantagen und Esskastanienwäldern für gerechten Lohn arbeiten. Dieser reichte aus, um die Familien gut zu ernähren. Niemand litt Hunger und sonntags brutzelten die Hausfrauen nicht selten ansehnliche Stücke des geliebten piemontesischen Rindfleischs in ihren Pfannen.



4 Esskastanien

5 ital. Graf

Vor allem den älteren der beiden Söhne, Lauro di Montemano, trafen, wenn man sich zur sonntäglichen Messe in der *Parocchia Maria Vergine Assunta* in *Venasca* einfand, die verliebten Blicke der Mädchen und jungen Frauen der Gegend. Er gefiel, mittelgroß wie er war, dabei stattlich und muskulös, immer gekleidet in Gewänder aus feinem Kammgarn und Rauleder, gehalten in den Farben grün und braun, geschmackvoll, aber eher bodenständig als elegant. Passend zu seinem haselnussbraunen halblangen Haar steckten seine Beine zumeist in farbengleichen, kniehohen Lederstiefeln. Wie haschte die Weiblichkeit nach einem Blick aus seinen warmen, blaugrauen Augen oder einem Lächeln aus seinem wohlgeformten, verlockenden Mund. Jedoch, nicht einmal schien ihm auch nur einer der heimlichen Annäherungsversuche aufzufallen. Zurückhaltend freundlich sah er sich um. Seine Augen ruhten dabei aber nie länger auf einer der heiratsfähigen Töchter, sodass man den Eindruck hätte gewinnen können, er nähme überhaupt eine der Frauen in ihrer Persönlichkeit wahr. Still war er, in sich gekehrt und zumeist grübelnd.

Ganz anders der aufgeweckte kleine Bruder: Kaum achtzehnjährig, war er neugierig. Ungeniert und offenherzig wanderten seine Blicke während des Gottesdienstes oder wann immer man ihn sonst im Ort oder in der Umgegend entdeckte. Jedermann sah er unverblümt ins Gesicht, lachte, versuchte, Stimmungen und Gedanken zu ergründen. Stets vermittelte er den Anschein, er sei mit allem beschäftigt, nur nicht mit sich selbst. Doch dieser Schein trog. Fausto war wissbegierig, kontaktfreudig. Er lechzte nach Leben und verinnerlichte dabei jeden seiner Eindrücke.

Pilz- und wildreich war die Gegend, üppig und buntgemischt der Wald mit seinen Marroni, Buchen, Steineichen und vor allem den schlanken Birken mit schneeweißer Rinde, der weiche Boden bedeckt von fein duftenden Walderdbeeren, tiefblau leuchtenden Heidelbeeren, prallen Brombeeren und wildem, die Erde gleich einem zartvioletten Blütenesschmückenden Thymian, betörende Aromen ausströmenden Majoran - Lauro fühlte sich wie im Paradies.

Besonders liebte er es, in aller Frühe auf den schmalen steinigten Pfaden durch die unzähligen Hügel der Gegend zu streifen. Fasziniert von den Eindrücken der Natur, die sich ihm boten, ließ er sich von ihnen verzaubern, gleich welche Jahreszeit es hatte:

Im Sommer war es der angenehm kühle Morgentau, niedergeschlagen auf das satte Grün und die zahllosen großen und kleinen Schiefersteine, die den Boden übersäten, und, so angefeuchtet, wie magisch glitzerten. Im Herbst durfte ihn der dichte Nebel umhüllen, der sich anmaßte, seine Blicke auf die

intensiven Herbstfarben zu zügeln, der ihn dafür aber mit feucht-würzigen Düften des gefallen Laubs beschädigte. Im Winter betörte ihn der frische Schnee. Die Natur mit kristallinem Weiß für wohligen Schlummer sanft zugedeckt, ließ er ihm als aufmerksamen Betrachter dennoch das Frühlingserwarten der Knospen an Bäumen und Sträuchern für vorfreudige Aussichten durchscheinen. Zartes Grün, zuverlässiges Wiedererwachen der Pflanzenwelt und das Plätschern der kristallklaren, mit Schmelzwasser üppig angefüllten Bäche berauschten ihn im Frühling.

Lauro di Montemano war gottesfürchtig bis in seine tiefste Seele. Ohne dass es ihm eine sonntägliche Predigt zurufen musste, kam diese aus seinem Innersten. Ausgelöst durch die ihn alltäglich umgebende himmlische Natur wuchs sie seit seiner Geburt in ihm. Zutiefst verwurzelt in der Heimat und ihren Traditionen würde er alles tun, nur eines nicht - die Burg seiner Eltern jemals verlassen.



Wie jeden Morgen im Speisesaal ging Lauro zuerst zu seinem Vater, kniete vor ihm nieder und küsste ihm die Hand. „Guten Morgen, geliebter Vater.“

„Guten Morgen, mein Sohn“, erwiderte Conte Giovanni di Montemano und legte seinem Erstgeborenen eine Hand auf den Scheitel. „Alles Gute zu deinem Geburtstag.“ Er neigte sich und küsste Lauro die Stirn. „Verbringe ein weiteres glückliches Jahr.“ Dabei wanderte sein Blick sorgenvoll zu seiner Gattin:

Die Gerüchte um einen erneuten Vorstoß der Franzosen verdichteten sich nicht nur... Doch *Contessa*⁶ Eleonora di Montemano erwiderte seinen Blick nicht. Sie trug ob ihres großen Sohnes an ganz anderen Gedanken.

„Habt Dank, Vater.“

Lauro erhob sich, ging zu seiner Mutter und küsste ihr die Wange.

Sofort griff sie nach seiner Hand. „Auch ich wünsche dir alles Gute zu deinem Geburtstag, mein Sohn.“

Schon wollte sich Lauro bei ihr ebenso bedanken, um dann zu seinem Platz zu gehen, doch sie hielt ihn fest. Sie sah ihn ernst an und holte tief Luft für eine ihrer ihm so unangenehmen Predigten:

„Ich wünsche dir, nein, ich bitte dich eindringlich, dass du dich in deinem neuen Lebensjahr endlich ehelichst. Du bist jetzt dreißig Jahre alt. Wie lange willst du noch warten und deines Vaters Geduld, dir die Wahl einer Braut zu überlassen, strapazieren? Bald bist du ein alternder Mann. Und so wirst du

⁶ ital. Gräfin

dir eine um einiges jüngere Frau nehmen müssen, die dir gesunde Kinder schenken kann, um unsere Linie zu erhalten, dass du, wie ich es dir prophezeie, Unglück erleidest mit einem jungen temperamentvollen Ding. Deines welkenden Körpers schnell überdrüssig, wird sie dir Hörner aufsetzen und sich einen gleichaltrigen Liebhaber suchen.“

„Mutter, bitte“, flehte Lauro, als sie ihren Redeschwall beendet hatte.

Auch sein Vater mischte sich ein. „Eleonora, mein Glück“, beschwichtigte er. „Nicht heute, nicht an seinem Geburtstag.“

„Doch!“, trumpfte Eleonora auf und man meinte, sie hätte unter dem Tisch mit dem Fuß aufgestampft. „Gerade heute!“

Fausto, der an einem süßen Hörnchen knabberte, duckte sich, sah aber von unten grinsend zu seinem großen Bruder. „*Na? Hat sie dich nieder am Wickel?*“

Lauro wollte am liebsten auf dem Absatz umkehren und den Speisesaal verlassen. - Der Respekt seinen Eltern gegenüber verbot es ihm. Still nahm er an der Frühstückstafel Platz. Er griff nach einem Brotstück, bestrich es dick mit Aprikosenmarmelade und ließ sich vom geliebten Geschmack besänftigen. -



Seine Mutter war zumeist liebevoll. Nur manchmal wurde sie aufbrausend und bestimmend. Der Vater hingegen war ausnahmslos gütig:

Lauro fühlte sich wohl und geborgen in der Nähe seiner Eltern, und er wollte Sohn sein, einfach nur Sohn. Nicht junger Burgherr, nicht Ehemann mit Ehefrau und Kind, nicht Stammhalter der Linie - noch nicht. Zu viel Unbekanntes ging damit einher, das er nicht vorhersehen oder genau abwägen konnte.

Lauro hatte sich an seinen Lieblingsfleck unter den knorrigen Aprikosenbäumen unweit der Burg zurückgezogen. Dort saß er mit angezogenen Beinen in der Wiese. Er lehnte mit dem Rücken an der dicken, verwachsenen Rinde eines Obstbaums, von dem sich die mit reifen Früchten vollbehängten Äste zu ihm neigten. Nur die Hand musste er ausstrecken, um eine der geliebten Köstlichkeiten in den Mund wandern zu lassen.

Der intensive Aprikosenduft wurde noch überlagert von der schweren Süße der in der Umgegend in voller Blüte stehenden Sommerlinden. Seine ihm heilige Stille durchbrochen vom emsigen Summen der unzähligen Bienen, hatte Lauro zum Geschmack der Aprikosen bereits in Vorfreude das Aroma von Lindenblütenhonig auf der Zunge...

Tief versonnen schloss Lauro seine Augen, die Predigt der Mutter, er solle endlich heiraten, noch in den Ohren.

Schlicht - er wusste nicht, wie sie waren, die Frauen. Er hatte sich bis jetzt nicht darum bemüht, dies herauszufinden. So wusste er auch nicht ansatzweise, welche der in Frage kommenden Töchter er zu seinem Weib machen sollte:

Glück oder Unglück, was würde sie ihm bringen, die Ehe?

Er dachte an Vicenzo, seinen besten Freund. Glück war ihm widerfahren, als er seine große Liebe heiratete. Doch allzu schnell wurde es ihm wieder genommen, von Gott, im Kindbett. So verlor er beide, Weib und Kind. Sein Segen gewandelt in unsägliches Leid und tiefsten Schmerz.

Lauros Brust verengte sich und Angst vor einem gleichartigen Schicksal stieg in ihm auf. Wie immer kämpfte er dagegen an.

Er holte tief Luft und stieß diese gleich einem Seufzer wieder aus... Im selben Moment erschrak er heftig.

Fausto hatte sich in seiner unbeschwerten, jugendlichen Art angeschlichen und mit einem übermütigen Schrei auf ihn geworfen.

„Fausto!“ fuhr er zuerst auf, seufzte dann erleichtert und lehnte sich wieder zurück an den Aprikosenbaum.

Liebevoll nahm er den Bruder bei den Schultern. Er hielt ihn bei sich und sie lächelten einander an.

„Was grübelst du wieder, Lauro? Beschäftigt dich die Predigt unserer Mutter?“

„Achtzehn...“

Statt einer Antwort wanderten Lauros Gedanken.

Sollte er sich wünschen, noch einmal die Jugend des Bruders zu besitzen? Gefühlt alle Zeit der Welt, bevor das Leben einen ersten Klang annahm?

„Sag schon“, forderte Fausto abermals Antwort. „Was siehst du mich so an?“

Indes, der große Bruder schwieg weiter. Er wusste seine Stimmung nicht in Worte zu fassen. Wie immer war er einfach nur nachdenklich und grübelte.

„Angelica“, begann Fausto, nachdem er vergeblich einige Minuten auf eine Erwiderung des Bruders gewartet hatte. „Weißt du, sie hat mich in der letzten Sonntagsmesse angelächelt. Als ich es bemerkte und zurücklächeln wollte, schlug sie schnell ihre Augen nieder. Meinst du, sie ist in mich verliebt, Lauro? Weißt du, wie sie sind, die Mädchen?“

Sein Bruder reagierte. Allerdings schüttelte er nur schulterzuckend mit dem Kopf. Fausto kicherte.

„Lauro, du bist nun dreißig. Ich bin achtzehn. Also bist du, rund gerechnet, doppelt so alt wie ich. Was hast du gemacht die ganzen Jahre, dass du nichts weißt über die holde Weiblichkeit? Wenn ich erst so alt bin wie du, werde ich es längst wissen. Vor allem, wie man sie verführt.“ Genießerisch verdrehte

Fausto die Augen. Lauro wurde hellhörig.

„Wenn mich Angelica nochmals anlächelt, dann verführe ich sie. Alsbald.“ Das letzte Wort besonders betont, lächelte Fausto keck.

„Das lässt du bleiben“, knuffte ihn der große Bruder. „Das Verführen gehört in die Ehe und sonst nirgendwohin.“

„Du bist ein langweiliger Apostel“, stänkerte Fausto.

Lauro setzte einen strengen Blick auf. Er griff nach dem Schultermantel, der mit einer Kordel locker am Oberkörper seines Bruders befestigt war, und stülpte ihn über dessen Kopf. Anschließend nahm er Fausto in den Schwitzkasten.

„Lauro!“, strampelte Fausto schreiend. „Ich bekomme keine Luft!“

Lauro blieb unbarmherzig. Noch fester klemmte er Fausto unter seinen Arm. „So finster ist es und so dünn wird deine Luft sein, kommst du in die Hölle, weil du vor der Ehe eine Frau verführt hast.“

Damit entließ er den japsenden Jüngling.

Fausto wühlte sich aus seinem Mantel hervor und sprang auf.

Schnell lief er einige Schritte davon und drehte Lauro aus sicherer Entfernung eine lange Nase. „Und ich verführe sie trotzdem! Fang mich, fang mich!“, juchzte er spitzbübisch und sauste in Richtung der Burg.

Lauro ließ sich nicht anstacheln.

Er überlegte, wenn er einen eigenen Sohn hätte, ob dieser vielleicht so wäre wie sein Bruder. Abermals verfiel er ins Grübeln...



Als Lauro am gleichen Abend in seine Gemächer ging, schlug ihm entsetzlicher Gestank entgegen. Er musste nicht lange überlegen, um zu wissen, dass es ein frischer Stinkmorchel war, der seinen widerlichen Dunst verbreitete.

„Ob Fausto!“, wurde er wütend. „Dieser Streich geht entschieden zu weit!“

Er schnüffelte vorsichtig, ging dem Geruch nach und bückte sich, fündig geworden, nach dem klebrig-triefenden Pilz unter seinem Bett. Danach öffnete er ein Fenster und schleuderte den Morchel in hohem Bogen hinaus.

Nachdem er seine Hände gründlich gewaschen und an sich gerochen hatte, machte er sich auf die Suche nach dem Übeltäter.

Er fand ihn. Als er sich wutschnaubend auf Fausto stürzen wollte, um ihm eine Lektion zu erteilen, hielt er jäh inne:

Durchströmt von Liebe sah er in das aus einer Blaubeerschnute lachende Gesicht seines kleinen Bruders.

„Du hast es übertrieben, Fausto, mit deinem Stinkmorchel.“ Vergeblich

bemüht, klang Lauros Stimme alles andere als streng.

„Nein, das finde ich nicht“, kam sorglos zurück. „Ich war noch einige Stunden im Wald“, präsentierte er grinsend seinen blauen Mund, „und ich konnte dem Prachtkerl einfach nicht widerstehen. Er stand mir direkt vor den Füßen. Wie ein Wink des Himmels als angemessene Rache für den Schwitzkasten.“

Schnell kam er Lauro zuvor, der zu einem Widerwort anheben wollte.

„Aber, geliebter großer Bruder“, sah er entwaffnend in dessen leicht verzogenes Gesicht, „ich will auch die anderen Gaben des Waldes mir dir teilen. So setze dich her und warte auf mich.“

Schlicht wehrlos gegen Faustos liebenswürdigen Charme folgte Lauro seufzend.

Kurz darauf kehrte Fausto mit einem großen Stück Blaubeerkuchen zurück.

„Hier, Bruder“, schob er es Lauro zu. „Genieße den Kuchen. Stundenlang habe ich heute noch Beeren gesammelt und mich von den Insekten zerstechen lassen. Alles nur für deinen Geburtstag.“

Lauro griff zu und schmatzte genüsslich.

Vollends ausgesöhnt, bekicherten sich später zwei Blaubeerschnuten...



Nicht selten war bei Lauros Streifzügen durch die nahen Hügel ein einsam gelegenes Gehöft, geheißen *Lo di Vici*, sein erkorenes Ausflugsziel.

Dort lebte eine alte Einsiedlerin. Viceli nannte man die Greisin und sie schien ewiges Leben zu haben. Jedenfalls, soweit Lauro sich zurückerinnern konnte, saß sie auf einer grobgezimmerten, verwitterten Holzbank vor ihrem geduckten Natursteinhäuschen. Ihr gebräuntes Gesicht durchzogen tiefe Falten. Zumeist mümmelte sie etwas in ihrem zahnlosen Mund, während sie dabei etwas anderes zwischen ihren runzeligen Fingern rollte.

Als Kind hatte Lauro Angst vor ihr. Aber seit er erwachsen war, trieb ihn eine unbestimmte Sehnsucht oft auf ihr kleines Anwesen.

Immer, wenn er mit seinem Hund bei ihr ankam, begrüßte sie ihn freudig. Im stets gleichen Ritual zeigte sie ihm lachend den zahnlosen Kiefer, lud ihn mit einem Winken auf ihre Bank ein und erhob sich. Den von lebenslanger, schwerer Arbeit gebeugten Rücken mit einer Hand abgestützt, schlurfte sie in ihr Häuschen und kam mit irgendeiner selbstgemachten Leckerei für ihn und seinen Hund zurück:

Ein Becher frisch gemolkene Ziegenmilch, eine Scheibe warmen Brotes aus Kastanienmehl bestrichen mit dem würzigen Honig dieser Bäume, ein

Töpfchen Suppe, ein Obst- oder Gemüsestück, eine Handvoll Nüsse... Und wenn es auch nur ein Krug kühlen, herrlich frischen Quellwassers aus ihrem Brunnen war, genoss Lauro ihn mehr als jeden der noch so edlen Weine des Piemont.

Wie gerne saß er an ihrer Seite und lauschte ihren Geschichten aus einer Zeit, in der sie eine junge Frau und dem längst verstorbenen Ehemann in großer Liebe verbunden war. Sie ließ ihn teilhaben an ihrem kleinen großen Glück auf jenem abgelegenen Anwesen, das sie in tiefer Verbundenheit nie verlassen hatte:

Sich an die Scholle gebunden, genauso, wie Lauro sich mit Montemano verwachsen fühlte.

Wie oft versuchte er, im Klang ihrer Stimme und in ihrem Gesicht die junge Frau zu entdecken, die sie einmal gewesen war. Doch es gelang ihm nicht. Lediglich das ihr ureigene glockenhelle Auflachen, ihr von einem Augenblitzen begleitetes Zwinkern und die Grübchen, die ihren Mund umspielten, wann immer sie lächelte, ließen ihn ihr junges Wesen errahnen. Ansonsten blieb es verborgen. Wohlverwahrt im leisen Gleichklang des Tonfalls ihrer Stimme und unter unzähligen Falten.

Manchmal, wenn er ihren Erzählungen zuhorchte, dabei ein leichtes Lächeln über ihr Antlitz huschte und sie ihre Augen fast unmerklich zusammenkniff, wurde er unsicher, ob sie ihm wirklich eine Begebenheit aus ihrem Leben vortrug oder ob sie Geschichten machte. Flunkereien, erfunden, erdichtet, Glücksträume, kleine Lügen... Humor und Lebensfreude trotz ihres hohen Alters abgeteilt.

Indes, es war Lauro nicht wichtig. Viel zu gerne ließ er sich auch von ihren hauchfeinen Lügengespinnten einfangen. Tagelang konnte er darüber lächeln, davon zehren, seine Gedanken in ihre Welten schweifen lassen...

Waren die von ihr geschenkten Wohlgefühle verbraucht, machte er sich in Hoffnung auf Nachschub alsbald wieder auf den Weg zu ihr.

Lockte sie ihn etwa damit zu sich?

Auch darüber dachte er nicht wirklich nach. Ernsthaft und grübelnd wie er war, schaffte sie es wie sonst keiner, ihn so zu erwischen, dass er einfach nur lockeres Bauchkribbeln empfand:

Nichts abgewogen. Nichts durchdacht. Nichts in Tagen und Nächten zergrübelt...

Mehr wünschte er sich davon. Aber in seinem Umfeld gab es ansonsten niemand wie sie. Allein, dass sie ihm zeigte, dass es auch in ihm eine unbeschwerte Seite - *nein, keine Seite, ein Eckchen* - gab, machte sie ihn glücklich, bewunderte er doch seit jeher, obwohl der ältere von beiden, die Leichtlebigkeit des kleinen Bruders. - Ein Stück weit wäre er gern wie Fausto. Aber die Fürsorge zu ihm, gespeist aus tiefer Bruderliebe, führte ihn wieder

zurück zu seiner Ernsthaftigkeit.

„*Vielleicht*“, sann er oft, „*vielleicht ist sie es, eines Tages, die Frau an deiner Seite, die sie dir vollends entlockt, deine Unbeschwertheit. Lachend, kindhaft, federleicht...*“

Bloß, wie und wo er jene Frau finden konnte, erschloss sich ihm nicht.

„Seid begrüßt, Donna Viceli!“, rief er freudig.

Schon von weitem hatte er sie wie immer auf ihrer Bank entdeckt.

Sie winkte ihm zu und Cesare rannte, in sicherer Erwartung eines guten Happens, schwanzwedelnd zu ihr.

„Schön dass du mich wieder besuchst, mein Lieber“, kam ihre von ihm so gern gehörte vertrauensvolle Anrede jenseits seines Adelstitels. „Wer weiß, wie oft ich dich noch sehen kann, bevor mich unser Herrgott von der Erde holt.“ Sie erhob sich.

„Sprecht bitte nicht so!“ Lauro erschrak über ihre Worte.

In einem Sekundenbruchteil sah er das verwaiste *Lo di Vicei* vor sich. „Noch lange wird er Euch leben lassen! Ich weiß es!“, sprach er fast mehr zu sich selbst.

„Gut, wenn du es weißt.“ Sie winkte ab und schlurfte zur Tür ihrer Hütte. „Du hast bestimmt Hunger.“

Wie jedes Mal wollte Lauro nicht, dass sie von ihrem Wenigen abgab. Doch wie jedes Mal würde er annehmen, um sie nicht zu kränken. Und wie jedes Mal rollten ihm wie unbeabsichtigt ein paar Münzen aus seiner Hosentasche.

Diesmal bekam er ein Stück duftenden *Castelmagno*⁷ zugeschoben und er wehrte wirklich entschieden ab. Er wusste um den Wert der raren Köstlichkeit von den Bauern hoch oben in den Bergen.

„Willst du mich beleidigen?“ Die Alte wurde streng.

„Nein, nein.“

„Gut. Dann iss jetzt den Käse.“

Lauro fügte sich. Er schloss die Augen und genoss den einzigartigen würzigen Geschmack des Hartkäses, der auch auf Montemano nicht zum täglichen Speiseplan gehörte.



„Nun, angefangen im *Monferrato*, mein Sohn, durchaus auch in der nahen *Lombardei*, in *Ligurien*, *Genua*, *Savona*. Überall hat es schöne, standesgemäße Töchter. Ich werde sie alle einladen, zu einem Ball auf unserer Burg, noch im

⁷ würziger Bergkäse aus dem südlichen Piemont, einige Monate in Naturhöhlen gereift

kommenden Monat.“

„Eleonora, bitte...“

Wieder versuchte Giovanni di Montemano, seine Gattin zu beschwichtigen. „Meinst du denn, eine von *Genuas* Töchtern verirrt sich nach Montemano?“

Ihn ängstigte, dass man sich lächerlich machte:

Er zählte sich eher zum unscheinbaren Landadel. Durchaus vermögend, war Lauro zwar ein stattlicher Gatte, auch war streng auf seine Bildung geachtet worden. Doch er war kein Mann von Welt. Er war intelligent, von reinsten Seele und zutiefst bodenständig. - Nur leider bewegte er sich nicht in Kreisen des jungen Landadels der Umgegend, in *Saluzzo*, *Savigliano*, *Fossano*, *Bra*... sondern immer nur im Wald um Montemano.

Wie wäre Giovanni glücklich, seinem Sohn die Bitte einer Liebesbeirat zu gewähren.

Er war sich im Klaren, dass er ihm längst eine Braut hätte bestimmen und ihn verheiraten müssen. Schlicht - er hatte es bisher nicht übers Herz gebracht.

„Was soll das heißen?!“, riss ihn seine Gattin energisch auffahrend aus seinen Gedanken. „Willst du uns etwa unter den Scheffel stellen?!“

„Nun, keinesfalls“, hob Giovanni flehentlich seine Hände, „nicht unter den Scheffel. Aber *Genua* ist nun einmal *Genua*. Schiffe, Hafen, Palazzi, Bälle, Reisende und Händler aus aller Herren Länder... und Montemano...“

„...das sind wir!“, schloss Fausto spitzbübisch seines Vaters Satz.

Er richtete sich stolz auf, hob den Kopf und reckte die Brust. Dann begann er, gleich einem Hahn zu stolzieren. Dabei verbiss er nur mühsam ein Lachen.

„Du bist still, Junge! Sonst gibt es auf Montemano alsbald eine Doppelhochzeit! Ach, ich bin es so leid! Immer dieser Kampf allein als Frau unter euch Männern.“

Eleonora drückte auf die Tränendrüse. Sie fühlte sich in ihren Argumenten entkräftet, gab sie ihrem Gatten im Grunde recht:

Wo nur ließe sich eine Frau finden, ihrem älteren Sohn ebenbürtig, gleichsam versonnen und in sich gekehrt?

Sie wankte hin und her zwischen dem Wunsch, Lauro glücklich zu sehen und trotzdem eine Tochter von Rang und Namen ins Haus zu holen.

Ihr Ansinnen, Mitleid von Gatte und Söhnen zu erhaschen, verlief im Sande. So schimpfte sie weiter.

„Dann wird sich Lauro eben besonders bemühen müssen! Und deshalb“, jetzt sah sie Lauro direkt ins Gesicht, „habe ich den Schneider bestellt. Schon morgen kommt er und nimmt von dir Maß für ein seidenes Wams und passende Beinkleider. Und Strümpfe wirst du tragen und elegante

Schnallenschuhe, ganz nach der Mode, und nicht immer dieses ewige..., ewige...“ Sie suchte nach Worten. „Wald und Wiese!“, quoll es aus ihr hervor.

Lauro seufzte schwer. Er sah sich bereits verkleidet einem Reigen erwartungsvoller junger Damen gegenüber, die Musik aufspielend, er in der Pflicht, eine der Töchter zum Tanz aufzufordern.

Nein, eine nach der anderen, wenn es nach dem Willen seiner Mutter ginge...

Notgedrungen würde er sich fügen. Einmal musste es sein.

„Und deshalb habe ich die Filzpantoffeln bestellt, unter denen du bald kauern wirst, Bruderherz!“, platzte Fausto wiederum übermütig und unbeschwert in die bedrückte Runde. Seiner Meinung nach war man lange genug ernst gewesen.

Es war höchste Zeit, um wieder fröhlich zu sein!

Dankbar stimmte Lauro ein.

„Und ich“, stieß er die in seiner Brust festsitzende Luft aus, „besorge dir eine Braut. Und zwar eine liebestolle und gar zu fette. Damit du bei deinen allabendlichen ehelichen Pflichten ihr gegenüber erst einmal ein *Quintale*⁸ Fett schaufeln musst und so deine überschüssige Kraft loswirst.“

Lachend packte Lauro seinen nun kreischenden kleinen Bruder. Er warf sich mit ihm auf den Boden und sie rollten zu Füßen ihrer Eltern über die Teppiche.

Eleonora wollte ihre tollenden Söhne schelten, doch Giovanni hielt sie am Arm zurück.

„Lass sie, meine Liebe“, schickte er versöhnlich zu ihr. „Wir werden uns bald wünschen, uns Sorgen über die Tollheiten unserer beiden Sprösslinge zu machen, glaube mir.“

Sorgenvoll sah er seiner Frau in die Augen, küsste ihr liebevoll die Wange, erhob sich und ging.

Er musste mit Lauro reden, über die Botschaft, die seit über einem Monat in seinem Schreibpult lagerte!

In seinem Gemach, von dem aus Giovanni di Montemano nicht nur die Verwaltung seiner Besitzungen, sondern auch sämtliche Treffen und sonstige Konversationen erledigte, entnahm er wenig später einer Schublade das sorgsam aufgerollte Dokument.

Verschnürt mit einer Kordel prangte das Siegel des *Henricus II Gran Rex*⁹ daran...

„Es muss sein, Giovanni“, sprach er zu sich selbst. „Bevor es zu spät ist

8 Bezeichnung für Doppelzentner, im Piemont heute noch gebräuchlich

9 Heinrich II., französischer König 1547 – 1559

und sie ihn holen, ohne dass du ihn vorgewarnt hast. Nie würde er es dir verzeihen und du dir selbst auch nicht.“

Er atmete tief, dann ließ er nach Lauro rufen.

„Mein liebster Lauro“, gebot Giovanni seinem Erstgeborenen mit ernstem Blick, sich auf einen der schweren Lehnstühle vor dem Schreibpult zu setzen. „Auch wenn deine Mutter immer schimpft, in einem Punkt müssen wir ihr Recht geben: Wir Montemano’s haben Verantwortung unseren Besitzungen gegenüber und vor allem den Untergebenen, den Abhängigen, deren Mäuler wir stopfen. Wir sichern ihnen ein Dach über dem Kopf und ein warmes Feuer im Herd. So führe dies fort und erhalte die ehrenwerte Linie der Montemano’s. Nimm dir ein liebes Weib und schenke uns alsbald gesunde Enkelkinder.“

„Giovanni“, schalt er sich lautlos. *„Es gibt Anderes zu reden. Verstecke dich nicht hinter den Heiratsplänen.“*

Beschämt sah Lauro zu ihm. Er wusste es nur allzu gut:

Sein Vater rief ihm in diesem Moment ins Gedächtnis, was er so gerne von sich schob. Er hatte nicht nur Geburtsrecht, er hatte auch Pflichten. Seine Gedanken galten immer nur ihm selbst, in Angst, ein Gleiches erleben zu müssen wie sein Freund Vincenzo.

„Bitte verzeiht!“

Lauro sprang zu seinem Vater und fiel vor ihm auf die Knie.

Liebevoll strich Giovanni über Lauros gesenkten Kopf. „Weißt du, mein Sohn, deine Mutter meint ein Gleiches, wenn sie dich rügt. Nur findet sie nicht die Worte...“

„...so wie du selbst. Findest du diese auch nicht.“ Abermals ermahnte sich Giovanni. *„Rede mit ihm, jetzt!“*

Lauro nickte stumm. Er erhob sich, um zu gehen, doch sein Vater war hinter dem Schreibpult aufgestanden und hielt ihn zurück.

„Bleibe, mein Sohn.“

Lauro hörte des Vaters schwere Stimme und dessen Blick ließ ihn aufmerken: Dieser war nicht mehr nur ernst, sondern zutiefst betrübt.

„Was, Vater?“ Erschrocken riss er die Augen auf. „Habe ich Euch noch mehr Kummer bereitet? Ich...“

„Nein, nein, um Gottes willen, mein Sohn, nein! Nicht wegen einer Verfehlung mache ich mir Sorgen. Um dich selbst geht es.“

Giovanni griff nach dem Befehlsdokument und reichte es seinem Sohn.

Unsicher nahm Lauro an. Er besah das Siegel des französischen Königs, entrollte das Schreiben und las.

„Vater“, hauchte Lauro fassungslos, „ich soll in den Krieg ziehen! In den

Krieg, wo getötet wird!“

„Ja, mein Sohn, es ist zu befürchten, so wie die Dinge sich entwickeln.“
Giovannis Stimme zitterte.

Lauro sank zurück in den Lehnstuhl.

„Warum nur, Vater, warum herrscht bei uns Krieg? Niemandem tun wir etwas zuleide, wir *Piemontesi*. Niemand nennen wir unseren Feind.“

Erschüttert ließ er das Pergament zu Boden gleiten. Er senkte den Kopf und stützte ihn schwer in seine Hände.

Giovanni di Montemano's Herz krampfte nicht nur beim Anblick seines Sohnes, sondern ebenso bei den Gedanken an die Katastrophe der Heimat - für einige Zeit des Stillstands von sich gewiesen...

„Zuallererst, mein Sohn“, konstatierte er, „sind wir schlicht Durchzugsgebiet für fremde Heere. *Povero giardino del Piemonte!* Armer Garten Piemont! Sieh dir die Landkarte an. Für die Franzosen die Alpen passierbar nur über den *Mont Cenis*, strömen sie über das *Susa-Tal* zu uns herein. Ergiebig wie der Piemont durch fleißiger Hände Arbeit nach wie vor ist, lässt sich bei uns allorts Nachschub besorgen. Man betrachte sie, die Kriegsheere. Söldnerscharen aus Abenteurern sind es. Angelockt nicht von der Aussicht auf schmalen Sold, sondern vom Reiz der Zügellosigkeit und ungestrafter, ja einkalkulierter Plünderung. Die Heerführer richten ihr Augenmerk einzig auf Soldatenmasse und nicht auf verfügbare Geldmittel. In der Kriegsführung keine Zügel angelegt, wird gemordet, verwüstet, verbrannt, verwundet und entehrt. Ist man nicht Erster im Durchzugsgebiet und findet sich nichts mehr zum Fortschleppen, zerschmettert die Wut umso ungehemmter.“ Giovanni di Montemano seufzte schwer. „Und wenn es gelüftet, sind wir für die Befehlshaber einfach nur ein Spielball.“

„Spielball...“, wiederholte Lauro mit fragendem Blick. „Vater, ich verstehe es nicht. Du hast mir seinerzeit erklärt, wie das französische Parlament und ebenso deren König beschlossen haben, dass der Piemont angeblich zu Frankreich gehört. Und Frankreich zerstört so sein eigenes Land?!“

„Nun, in Wahrheit liegen die Dinge eben anders, Lauro. Du warst noch ein Kind, damals, am 04. März 1536, als *König Franz I.* ein Heer von dreißigtausend Mann einmarschieren ließ. Familienrecht sei es, so seine Verkündung. Tatsächlich nahm er sich von seinem Onkel, dem Herzog *Karl III. von Savoyen*, den Piemont nur als weiteren Schachzug gegen seinen Erzfeind *Kaiser Karl V von Habsburg*. Seit 1494 streitet man um das Königreich *Neapel*. Und so sind wir den Gebietern in Paris nichts als ein auszuschlachtendes Territorium. Eine Vorratskammer, ein Tummelplatz für Schlachten und keinesfalls Vaterland. Die Heimat sind wir für die *Savoyer*, denen man ihr Land entriss. Und die *Savoyer* haben sich schon lange von

Frankreich gelöst.“

Vater und Sohn tauschten gedankenschwere Blicke.

„Seit 1494. So lange schon.“ Lauro schüttelte den Kopf.

„Ja, so lange schon. Manchmal glaube ich es selbst nicht. Und besetzt sind wir seit nunmehr einundzwanzig Jahren.“

Giovannis Blick wanderte in die Ferne.

„Was Montemano, also uns, hier am Eingang des *Valle¹⁰ Varaita* sonst zum Nachteil gerät“, sinnierte er, „nämlich unsere Abgeschiedenheit und unser Hinterwäldlerdasein, ist uns seit dieser Zeit ein Vorteil. Unser Tal liegt abseits der Heeresrouten und führt praktisch ins Nirgendwo. Uninteressant sind wir für die Kriegsstrategen. Heere lassen sich nun einmal nicht durch unbesiedelte, unwegsame Täler und über schroffen Fels dirigieren. Und außer Früchten gibt es bei uns nichts zu holen. Auch was unser Wald verschenkt, genügt nicht, um tausende und abertausende Soldaten zu beköstigen.“

Sein Blick kehrte zu seinem Sohn zurück. „In Besatzungszeiten wuchst du auf. Still und schlicht. Zurückgezogen, konnten wir dich dennoch formen, unbehelligt wie wir bisher blieben.“

„Ja“, warf Lauro ein, „aber Mutters Heiratspläne. Sie blickt in die *Lombardei* und über den *Apennin*. Sie blickt heraus aus unserem abgeschotteten Valle...“

„Ach, Junge, deine Mutter.“ Giovanni holte tief Luft. „Was wissen unsere Frauen von Politik und Kriegsdingen. Sind es Männerangelegenheiten, zumindest in diesem Fall. Deine Mutter möchte ihre Pflicht erfüllen und ihren erstgeborenen Sohn verhehelichen. Und da wir eine kleine Ewigkeit fast in Ruhe leben durften, ist es ihr nicht gegenwärtig, das Unheil, das vor unserem Burgtor lauert.“

„Dann weiß sie nichts von dem unglückseligen Schrieb hier?“

Lauro wedelte mit dem Schreiben, das seine baldige Einberufung ankündigte. Giovanni nickte.

„Sieh auf das Datum, mein Sohn. Auch vor dir halte ich es seit Wochen geheim. So bitte ich dich. Sei gefällig, wenn der Schneider kommt und sprich mit ihr über eine Braut. Füge dich und bete zu Gott, dass es ihre einzige Sorge bleiben möge, in einer Zeit, die ihr ganz anderen Kummer bescheren könnte als den, dass du Seidenstrümpfe zu Schnallenschuhen trägst.“

Zwischen Vater und Sohn trat Schweigen ein. Jeder der beiden Männer hing stumm seinen schweren Gedanken nach.

„Warum aber auch“, unterbrach Lauro irgendwann die Stille, „warum musste der *Herzog von Alba* im vergangenen September *Rom* belagern und

10 ital. Tal

plündern, Vater?“

„Nicht für sich. Auf Geheiß *Philipp II.*, dem Sohn *Karls V.*, geschah es. Kaum dass der Vater ermüdet abdankte, entfachte der Heißsporn den Konflikt zwischen Habsburg und Frankreich aufs Neue...“

Giovanni stockte und rang nach Atem.

Bis jetzt hatte sie der Zwist der beiden Großmächte Europas verschont. Bis jetzt...

„...und König Heinrich schlägt zurück“, fuhr er fort. „In diesem Januar verlegte er Truppen nach *Turin*, und, wie du weißt, erfolgte im April unter dem unseligen *Marschall Brissac* die Belagerung von *Cherasco* und *Valfenera*. Auch war er es, der die Gegend zwischen *Asti* und *Carmagnola* verheeren und schleifen ließ. Nun streckt er die Finger in Richtung *Cuneo* aus, wie man hört. Dafür braucht sein Heer Verstärkung. Dafür fordert er Piemonts Söhne.“

„Nein, Vater, nein! Keinesfalls beteilige ich mich an einer Belagerung unserer Heimat!“

„Mein Sohn, sie werden dich rekrutieren. Wir stehen in Lehnspflicht.“

Lauro schüttelte energisch mit dem Kopf.

„Nein, Vater, nochmals nein! Lehnspflicht ja, aber nicht Söldnerschaft. Einzig den *Savoyern* sind wir schuldig! Niemandem sonst.“

Giovanni seufzte abermals.

„Nun, weißt du, Lauro, unser aller Hoffnung ruht auf dem Sohn des entmachteten Herzogs von *Savoyen*. *Emanuele Filiberto* gilt als militärisch begabt. Deshalb hat ihn sein Vater vor einigen Jahren in den Dienst *Karls V.* geschickt. Also an die Seite der Spanier, im großen Glauben, diese verhalfen ihm zu seinem Besitzanspruch und dem Piemont zurück.“

„Dann sind die Fronten geklärt, Vater. Dann kämpfe ich auf Seiten der Spanier und teile die Hoffnung unseres Herzogs.“

„Damit widersetzt du dich französischem Befehl und begibst dich allein deshalb in Lebensgefahr. Oh, Junge, Junge, was habe ich Angst. Längst bündelt nämlich Spanien hier heimlich Kräfte gegen erneute Belagerungsgelüste des *Marschall Brissac*!“

„Wie?! Was?! Vater, bitte, verschweig mir nichts!“

„Der *Marchese¹¹ de Pescara* hat begonnen, im Piemont Reiterscharen zusammenzuziehen.“

„Hernach sei es so, Vater. Ich ziehe mit ihm, noch bevor die Franzosen an unser Burgtor pochen!“

Lauros Entschlossenheit wich purem Entsetzen, als er sah, wie sein Vater schwer in einen Lehnstuhl sackte und zu schluchzen begann.

„Meine Söhne. Geboren aus Liebe in ein erfülltes Leben. Nicht als

11 ital. Markgraf

Kriegsfutter...“

Lauro stürzte zu ihm.

„Vater, macht Euch keine Sorgen! Ich werde auf mich aufpassen und Ihr habt noch Fausto! Versteckt ihn vor den Franzosen, ich flehe Euch an! Übermütig und leichtsinnig wie er ist, gilt es auf ihn zu achten, wenn ich ziehen muss.“

Lauro stand entschieden auf.

„Mit Eurer Erlaubnis gebiete ich, dass ab sofort das Burgtor verschlossen bleibt.“

Erstaunt über diese Bestimmtheit nickte Giovanni di Montemano.

„Ja, mein Sohn. Erteile den Befehl in meinem Namen.“

Mit einem letzten Schluchzer trocknete er sich die Tränen am Taschentuch, das ihm Lauro mit festem Blick gereicht hatte.

Stumm und gedankenvoll sah Giovanni seinem Sohn hinterher, als kurz darauf die wuchtige Tür ins Schloss fiel:

Wie kraftvoll, wie konsequent er sein konnte, sein Erstgeborener, unervartet gereift zur Stütze, zum Pfeiler von Montemano. Einzig diese schwere Zeit galt es zu überstehen...

Hilflos wie er sich in dem Moment fühlte, verspürte er das unbändige Verlangen, für seinen wunderbaren gottgeschenkten Sohn zu beten.

Giovanni erhob sich und fand den Weg in die Familienkapelle.



„Einem Herrn diene ich noch in meinem Leben, habe ich mir geschworen, als Ihr mich aufnahm, auf Montemano. Befehlt es mir und ich folge als Söldner den Franzosen. Befehlt Ihr es mir nicht, dann bitte ich Euch, lasst mich Euch begleiten, junger Herr.“

Über die Worte seines Pferdeknechts restlos verblüfft, drückte Lauro ihm freundlich die Schulter.

„So sei es, Korbinian. Begleite mich. Doch nicht im Fußvolk. Wähle dir ein Ross und trage unser Wappen.“



„Ein trauriger Anlass, dass wir uns wiedersehen.“

Lauro umarmte seinen Freund Vincenzo, als sie zum Feldlager des *Marchese de Pescara* nahe *Savigliano* stießen.

Obwohl der Stammsitz derer von Fossano nur wenige straffe Reitstunden von Montemano entfernt lag, hatten sie sich, schrieb man nun Juli 1557, dennoch seit Monaten nicht gesehen.

„Wie Recht du hast, Lauro“, seufzte Vincenzo di Fossano schwer. „Aber weißt du, immer wenn das Wetter klar ist, sehe ich zu Euren Bergen und denke an dich.“

„Oh, wie schön, Vincenzo“, entfuhr Lauro bewegt, unterdessen er still bei sich dachte: *„Immer wenn Mutter mir predigt, ich solle mich endlich ebelichen, denke ich an dich und deinen Verlust, mein Freund.“*

Lauro schämte sich fast, dass dies für ihn zumeist der Grund war, die Gedanken zu Vincenzo wandern zu lassen. Er kam sich egoistisch vor, in seinem Glück, in dem er auf Montemano schwelgte...

Vincenzo löste sich aus der festen Umarmung und sein Blick fiel auf den neben Lauro stehenden jungen Mann.

„Jetzt sage mir nicht, das ist dein kleiner Bruder Fausto?!“

„Oh doch“, bestätigte Lauro gequält. „Er ist es, Vincenzo.“

„Mein Gott, wie er gewachsen ist, nicht mehr der Knabe, den ich bisher kannte! Aber dennoch: Was macht er hier? Er ist ein Jüngling und gehört nicht in einen Krieg und nicht auf ein Schlachtfeld.“

„Ich weiß“, kam es noch mehr schmerzverzerrt. „Aber halte es zurück, das junge, ungestüme Fohlen! Mitgeschlichen hat er sich, ohne mein Wissen, verkleidet unter einem Helm. Den Hintern möcht ich ihm versohlen! Doch jetzt“, sein Blick fiel schwer auf seinen zu Boden sehenden Bruder, „ihn in diesen Wirren allein nach Montemano zurückzuschicken, wäre viel zu gefährlich.“

Der Freund nickte.

„Auf keinen Fall. Er wäre rekrutiert, noch ehe er Venasca erreicht hätte, ohne Schutz. Und wir stehen in unserer Pflicht dem Marchese gegenüber.“

Herzlich, aber mit Sorge im Gesicht, zog Vincenzo Fausto fest in seine Arme.

„Komm her, du Lauser! Lass dich drücken. Was machst du deinem Bruder für Kummer? Deinen Eltern erst! Vergehen werden sie, bis sie dich wieder an ihr Herz reißen können!“

Auch Fausto war nicht mehr nach Euphorie zumute, wie bei seinem heimlichen Aufbruch von der Burg:

Was hatte er getan?!

Er bereute. Immerhin noch beeindruckt von der stolzen Reiterschar, zu der sie gehörten, erschien ihm das Heer aus fünftausend Fußknechten dagegen ungeheuerlich...

„Lass ihn uns in unsere Mitte nehmen, bitte, Vincenzo. Hüten wir ihn wie unseren eigenen Augapfel. Heilige Mutter Gottes, was habe ich Angst um ihn! Wie quälend die Gedanken an die Eltern! Auch sie wissen nicht, wo er ist! Wie soll ich ihnen je wieder gegenübertreten, wenn ich ihn nicht

unbeschadet nach Hause zurückbringe!“

„Du bleibst zwischen uns, Bengell! Und wage nicht, zu kämpfen! Nur dein Leben hast du zu erhalten. Es ist die Pflicht deiner Familie gegenüber. Stürze sie nicht in Trauer!“

Zutiefst ernst war Vicenzos Blick, den er dem jungen Mann zuschickte, der sich an seine Brust drückte.

Fausto sah zu ihm auf und nickte.

„Es tut mir leid“, hauchte er.

In diesem Moment begannen die Fanfaren zu blasen, die Trommeln zu dröhnen und erste Befehle der Kommandanten schallten durch das Feldlager:

Es galt, sich zu sammeln, zum Aufmarsch in den bevorstehenden Kampf.

Stolz wäre es gewesen, das Gefühl, das sich in Lauros Brust ausgebreitet hätte, als man sich hinter dem *Marchese de Pescara* zu mehreren Tausend in straffer Formation bewegte, um sich endlich gegen den dreisten Feind aufzulehnen. Jedoch ein einziger Blick zur Seite genügte, um dass sich seine Brust verengte und keinen Raum ließ für heroische Gedanken: Fausto. In seiner abgrundtiefen Besorgnis Halt suchend, wandten sich seine Augen unaufhörlich nach rechts gegen die Kette der *Cottischen Alpen*, die sie gen Süden begleitete:

Zum Greifen nahe lagen die geliebten heimatlichen Berge. Nur wenige Meilen entfernt und doch vorerst unerreichbar in der Ungewissheit, ob sie gemeinsam heimkehren könnten. Oder nur einer von ihnen. Oder sie beide nicht.

Das Kommando zum Halt riss Lauro aus seinen Grübeleien.

Vor ihnen war das belagerte *Cuneo* aufgetaucht und ihm hallten erste Schlachtrufe in den Ohren...



Eine letzte Fanfare ertönte zum Rückzug. Restlos erschöpft, schmutzig und zerrissen, blutbesudelt aber heil und siegreich machten sie sich auf den Heimweg.

In der Schlacht eines Pferdes verlustig gegangen, ritten die beiden Brüder zu zweit auf Lauros Stute im lockeren Gefolge *de Pescara's* nordwärts.

Fausto, der hinter dem Sattel auf der Kruppe von Luisa saß, schlang seine Arme zutiefst erleichtert um Lauro:

Cuneo war befreit und er war dabei gewesen.

Stolz stieg in ihm auf. Dennoch, an der Seite seines Bruders und dessen

Freundes unbeschadet geblieben, wollte er nur noch zurück nach Montemano.

Als sie die Ebene vor *Savigliano* erreichten, begann Fausto zu überlegen, wie er die Eltern um Verzeihung bitten könnte.

„Jetzt“, drehte sich Lauro zu ihm um, „aber nichts wie nach Hause, Fausto. Vater und Mutter endlich die Ungewissheit und Sorge um dich Ausreißer nehmen.“

Noch während er als Antwort spürte, wie der kleine Bruder sich fester an ihn drückte, hörten sie Schreie:

„Flieht, schnell! Flieht, flieht, sie verfolgen uns!!“

Ungläubig riss Lauro seine Stute in Richtung der Schreie und tatsächlich:

Staubwolken, begleitet von Hufschlägen und Kampfgebrüll, wälzten sich in ihre Richtung.

Die verbliebenen französischen Truppen, nochmals aufgepeitscht von *Marschall Brissac*, fielen ihnen wahrhaftig in den Rücken.

Wieder trieben sie ihre Pferde in wildem Galopp gegen den Feind. Wieder krachten die Schwerter aufeinander. Entsetzens- und Todesschreie folgten, auf beiden Seiten der Kämpfenden...

Lauro biss die Zähne zusammen und schaltete jegliche Emotionen aus.

Ein ums andere Mal hieb er auf die sich gegen ihn stürzenden französischen Reiter ein. In keiner Sekunde achtete er darauf, ob er seinen Angreifer schwer verletzte oder in den Tod schickte. So oft es ging, wandte er sich dabei zu Fausto um, in der bangen Hoffnung, dieser könne sich hinter ihm auf dem Pferd halten. In Angst um den kleinen Bruder das eigene Leben einzig um dessentwillen verteidigend, kämpfte er blindlings.

Und dennoch geschah es:

Seine Stute stolperte über einen Kadaver und Fausto fiel vom Pferd.

Lauro meinte, die Zeit bliebe stehen.

„Fausto!!!“, schrie er und riss die Zügel herum.

Er wollte ihn am Arm wieder zu sich ziehen, doch der Feind war schneller:

Ein französischer Reiter hatte sich mit einem Sprung zwischen sie gedrängt und er stach mit seinem Schwert nach unten, nach Fausto.

Der versuchte noch, sich zu ducken. Vergeblich. Klatschend bohrte sich die Klinge in seine Brust.

Die Augen zum Zerbersten aufgerissen, in Sekundenbruchteilen durch den Schrei, den die Todesangst aus seiner Kehle jagte, erwachsen, und mit einem letzten Blick zu seinem großen Bruder fiel er.

„Faustoooo...“

Lauros verzweifelter Schrei gellte zum Himmel.

Zeitgleich durchfuhr ihn ein rasender Schmerz. Auch er fühlte, seine Stute unter ihm zusammenbrechend, wie er zu Boden ging. Sein schwindender Blick suchte den kleinen Bruder - umsonst.

Im Reigen der Fallenden und Sterbenden konnte er ihn nicht mehr entdecken.

Die Welt um ihn versank in Dunkelheit und er verlor das Bewusstsein.

KAPITEL 2

TYRRHENISCHES MEER, JUNI 1557

Sehnsüchtig stand Edelfa im heraufziehenden Morgen an Deck des Schiffes, das sie von *Neapel* nach *Genua* brachte.

Die frische Meeresbrise in der Nase, zupfte der Wind leicht an ihrem kaffeebraunen Haar, das ihr bis über die Hüften wallte, so sie es nicht geziemlich aufband. Ihre großen dunklen Augen blickten schwermütig in Richtung Norden. Ihre Gedanken wanderten jedoch in den Süden, zurück in ihre Heimat:

Noch vor wenigen Wochen hatte sie zur gleichen frühen Tageszeit ihrer Leidenschaft frönen können. Ungeahnt dessen, was sie erwartete. Schleichen sah sie sich, aus dem elterlichen *Palazzo di Atella* in *Frattamaggiore* zu den Pferdeställen, wo bereits ein Pferde knecht ihrer harrte. Den hatte sie wie immer am Vorabend mit einigen Münzen bestochen, damit er ihrer braunen Lieblingsstute Celestina die Hufe mit Lappen umwickelte, um dass sie sich, von den schlafenden Eltern unbemerkt, zu ihrem morgendlichen Ausritt ans Meer aufmachen konnte...

„Komm, Celestina“, hörte sie sich wieder flüstern, als sie ihr seidendünnes Nachthemd gegen die Kleidung eines Pferde knechts getauscht und ihre Haare fest aufgeflochten hatte. „Lass uns ans Meer eilen. Du wirst sehen, es ist ein herrlicher Morgen.“

Edelfa verlor sich in ihren Erinnerungen...

...behände schwang sie sich auf den Rücken ihrer ungesattelten Stute und wenig später stürmte sie mit ihr in die Morgenfrische.

Wie zumeist nahm sie den Weg in Richtung Südwesten. Ihr Ziel war eine Bucht nahe *Pozzuoli*. Von dort aus mochte sie den Blick auf den *Vesuv* am allerliebsten.

Als sie in der einsamen Morgenstille am herrlichen Strand angekommen war, waberte leichter Dunst über dem Wasser. Ein Hauch von Wind ließ sanfte Wellen ans Ufer kräuseln. Den Gipfel des *Vesuv* verhüllte ein schneeweißer Kranz aus Wolken in einem türkisblauen Himmel, der, ostwärts vom ersten Schimmer der heraufziehenden Sonne in einem Ton von Orange angefärbt, in westlicher Richtung noch das Dunkel der sich verabschiedenden Nacht und die weichende Mondsichel erkennen ließ.

Bezärtelt von der Meeresbrise, das gleichmäßige Meeresrauschen in ihren Ohren und den würzigen Geruch des Meeres in ihrer Nase, füllte nichts als

Beglückung auch den letzten Winkel ihrer Seele.

Vom Pferderücken gegliitten und die nackten Füße dem weichen, feuchten Sand überlassen, umschäumte die kühle Gischt ihre Waden. Nachdem sie ihre Blicke der faszinierend-anziehenden Gegenwart des *Vesuv* ausgeliefert hatte, bezauberte dessen schaurig-schöne Ausstrahlung ihre Sinne und ließ sie versonnen, jedes Zeitgefühl verloren, in den Sand sinken und im Höchstmaß genießen.

Später galoppierte sie einfach nur am Strand entlang. Sie vergönnte ihrer Stute das Vergnügen, die Hufe kraftvoll in die von der Meeresströmung ans Ufer getragenen Wellen hineinzuschlagen, dass ihr das kühle Salzwasser nur so an Leib und Gesicht spritzte, und der noch immer unbedarft-morgenfrische Wind in der Pferdemähne, aber auch in ihrem Haar, spielte.

Zudem ließ sie sich an diesem Morgen so viel Zeit, um die vom Meer zurückkehrenden Fischer, die sie durchweg kannte, zu begrüßen. Ihre kleinen Barken und Boote bis an den Strand gerudert und geschleppt, gab man ihr in Gewohnheit wohlgelaunt und ungefragt etwas Fisch und ein paar Krustentiere mit, was sie, ebenso unverlangt, wie immer mit einigen Münzen aus ihrem Hosenbund vergalt.

Mit dem Heraufziehen der Tageshitze machte sie sich seufzend auf den Rückweg, als Tribut für den herrlichen Ausflug die Schelte ihrer Mutter in verlässlicher Erwartung...

...und genau dieser Morgen war für sie der letzte jener Art gewesen.

Heiße Tränen stiegen in Edelfa auf, als sie sich dessen erinnerte, was an diesem Tage weiter folgte:

„Tochter, wie siehst du wieder aus!“, waren die ersten Worte ihrer Mutter bei ihrer Rückkehr in den Palazzo. „Damit ist jetzt Schluss! Endgültig! Sofort nimmst du ein Bad und lässt aus dir wieder eine *Contessa* machen! Für den Besuch, den du heute abend bekommst!“

„Ich bekomme Besuch?“ Ahnend stieg in Edelfa ein mulmiges Gefühl auf.

„Marchese Oreste d’Alfero macht dir seine Aufwartung. Er hat die Mühe auf sich genommen und ist nur wegen dir aus dem fernen *Monferrato* angereist.“

„Wegen mir? Angereist? Vater, guten Morgen. Was...“

Edelfa hauchte schier fassungslos, unterdessen sie zu Angelico di Frattamaggiore starrte, der sich ihnen still genähert hatte.

„Guten Morgen, meine über alles geliebte Tochter. Bereitest du deiner Mutter wieder Sorgen? Gekleidet wie ein Knecht.“

Er seufzte schwer und schien Edelfa an diesem Tag noch bedrückter als

sonst. Sie stürzte zu ihm, warf sich auf die Knie und küsste seine Hand.

„Bitte verzeiht mir, Vater. Aber ich liebe das Meer und den Morgen. Wäre ich ein Mann...“

„Papperlapapp, ein Mann!“, fiel ihr ihre Mutter energisch ins Wort. „Du bist eine wohlhabende Contessa von bestem neapolitanischem Adel! Und ab jetzt verhältst du dich auch so! Und zwar ausnahmslos!“

Flehend suchte Edelfa ihres Vaters Blick, der sie im gleichen Moment zu sich zog und ihren Scheitel küsste.

„Der *Marchese*“, flüsterte sie an seine Brust, „sagt, Vater, was will er von mir? Wer ist er? Ich kenne ihn nicht.“

Wieder fuhr ihre Mutter dazwischen.

„Kurzum. Er erweist uns die Ehre und bittet um deine Hand.“

Edelfa erschauerte.

„Vater, Ihr habt doch nicht etwa... ohne mein Wissen... Deshalb wart Ihr gemeinsam im Piemont!“

Ihre weit aufgerissenen Augen wanderten zwischen Vater und Mutter:

Für den ersten Moment hatte sie sich gewundert, als die Eltern ihr ankündigten, im Frühjahr in den Piemont zu reisen, zu zweit, wo ihr Vater doch für gewöhnlich allein und im September dorthin ging. Zu dieser Zeit standen die neuen Jahrgänge der Weine zum Verkauf an, und er frönte, so lange sie denken konnte, jedes Jahr aufs Neue seiner einzigen Leidenschaft und bevorratete sich großzügig mit den auserlesensten Tropfen. Ihr hatte es ferngelegen zu fragen, ob sie mitreisen dürfte. Sie freute sich schlicht auf unerwartet entspannte Ausritte ans Meer ohne die nachfolgende Schelte der Mutter... Welch kurzes Glück auf Kredit, den sie nun so schwer verzinsen sollte! Zudem hatte sie keinerlei Misstrauen gehegt, als vor einiger Zeit ein Maler erschienen war, um sie zu porträtieren. Nie hatte sie jenes Miniaturbildnis im Palazzo gesehen... Jetzt raste ihr dieser Gedanke förmlich ins Bewusstsein.

Die fassungslosen Blicke seiner Tochter auf sich, bereute Angelico di Frattamaggiore zutiefst, seiner Gattin von dem *Marchese* erzählt zu haben. Fortan hatte sie ihm nämlich keine Ruhe mehr gelassen, dem heiratswilligen Edelmann von Edelfa zu berichten. Rege Korrespondenz führte sie seitdem mit ihm um die Tochter, in seinem Namen... Er wollte nicht, dass sein ihm verbliebenes Kind den Palazzo der Familie verließ. Ihm war es keine Schande, Edelfa unverheiratet zu wissen, selig wie sie in ihrem Elternhause lebte. Er war vermögend genug, um ihr auf Lebenszeit ein angenehmes und unabhängiges Dasein zu sichern. Er sah sie lieber glücklich und allein, als an der Seite eines Gatten, den sie nicht liebte. Natürlich hatte er gehofft, dass sie eines Tages auf einen jungen Mann treffen würde, der ihr Herz für sich einnehmen könnte. Doch ungestüm und stolz wie ihr Wesen war, gelang es keinem ihrer nicht wenigen Verehrer, sie für sich zu gewinnen.

Indes - seit dem Verlust der kleinen Michaela, an dem er sich auch ohne die Vorwürfe seiner Frau alleinig die Schuld zuschrieb, und der über Nacht ihr bis dahin ungetrübtes Familienglück zerstört hatte, wagte er nicht mehr, sich gegen Camillas Willen zu stellen. - So auch nicht gegen ihre unerschütterlichen Absichten, Edelfa endlich zu verheiraten.

Angelico spürte Edelfas Zittern. Er presste sie noch fester an sich.

„Er ist ein ehrenwerter Mann, mein Kind. Ich kenne ihn schon viele Jahre. Seit einiger Zeit verwitwet und ohne Nachkommen, gedenkt er, sich erneut zu vermählen.“

„Verwitwet? Ihr wollt mich verstoßen...“ Edelfa verlor fast gänzlich ihre Fassung.

„Nein, keineswegs“, kam es kühl von ihrer Mutter. „Du bist siebenundzwanzig Jahre alt, meine Tochter. Schon lange freit niemand mehr um dich. Und er ist ein vermögender und angesehener *Marchese* edler Abstammung. Also lasse es dir eine Ehre sein. Komme jetzt. Vieles gilt es noch zu richten, bis heute Abend.“

„Vater, ich flehe Euch an, da oben, im Norden, da gibt es kein Meer! Mutter, Ihr wisst doch, ich kann nicht leben ohne das Meer! Wie soll ich leben ohne das Meer??“ Unter Tränen versuchte Edelfa, ihre Eltern zu beschwören.

„Gehe, Tochter, und leiste deiner Mutter Gehorsam. Sie will nur dein Bestes.“ -

Edelfa konnte sich selbst nicht mehr erinnern, doch wie oft erzählte ihr der Vater mit sehnsüchtigen Blicken davon, wie hingebungsvoll die Mutter früher zu Gatten und Zwillingstöchtern gewesen war. Aber kalt und unnachgiebig hatte sie, Camilla di Frattamaggiore, das Schicksal werden lassen:

Ihre Mutterseele bäumte sich gegen ein Anerkennen des Verlusts ihrer Tochter Michaela im Alter von drei Jahren. Die Schuld wies sie an ihren Ehemann.

Zwillinge waren es gewesen, zwei Töchter, die sich in ihrem Aussehen aufs Haar glichen. Ihre Wesen jedoch hätten nicht verschiedener sein können. Edelfa war ungestüm, unüberlegt, oft knabenhaft. Sie hing in tiefster Zuneigung besonders an ihrem Vater und suchte stets dessen Nähe.

Michaela dagegen war ein sanftes Mädchen. Still und zumeist fügsam, vermochte sie dennoch, ihre kindlichen Wünsche erfüllt zu bekommen. Gekonnt mischte sie Quengelei mit Anschmiegsamkeit und wusste damit um ihren Erfolg vor allem beim Vater. So hatte er ihr in seiner Gutmütigkeit eines Tages, entgegen dem Willen der Mutter, ihr Ansinnen nicht abgeschlagen, die Kinderfrau nach Neapel begleiten zu dürfen. - Man hatte

sie nie mehr wiedergefunden. Einzig die Kinderfrau und extra zu ihrem Schutz mitgeschickte Dienerschaft entdeckte man später erdolcht in Neapels Gassen.

Edelfa, von Geburt an die Lieblingstochter des Vaters, spürte seitdem die Distanziertheit der Mutter ihr gegenüber. Trotzdem ließ sie diese nicht vermehrt um deren Zuneigung eifern. Seelenverbunden litt sie viel zu sehr unter der stillen Trauer des Vaters und der allgegenwärtigen Kühle seiner Gattin.

So waren die Jahre verflogen und Edelfa war zu einer bildschönen und anmutigen Frau herangereift. Unter der Strenge der Mutter wurde versucht, sie zur künftigen Gattin eines standesgemäßen Mannes zu formen. Ihr starker Wille entzog sich nicht selten der mütterlichen Erziehung. Gefruchtet hatte diese im auserlesenen Geschmack der Tochter. Nicht putzsüchtig, liebte sie trotzdem edle Stoffe, schöne Kleider, wertvollen Schmuck und vollendete Frisuren, daneben Tanz und Gesang, ganz wie es sich für eine Tochter aus wohlhabendem Hause geziemte.

Völlig ins Leere gelaufen waren jedoch die Anstrengungen, aus ihr eine fügsame Frau zu machen, die sich einem Ehemann ergeben an die Seite stellte. Geschickt wich sie jedem Begehren, sie zu ehelichen, aus. Und der Vater in seiner Hingebung duldete...

Neben ihrer glühenden Pferdeleidenschaft entsetzte sie ihre Mutter zudem damit, dass man sie häufig in schlichten Gewändern antraf: Ihr Haar locker aufgesteckt, einen Strohhut auf dem Kopf, bewegte sie sich barfuß und ungezwungen im weitläufigen Palazzogarten. Stundenlang betrachtete sie Pflanzen, kniete und legte sich zu den Gewächsen, pflückte und zerpflückte, schnüffelte und mitunter kostete sie sogar. Wie oft fand man sie schlafend auf dem blanken Rasen. Das Haar mit selbstgewundenen Blumenkränzen geschmückt, schlummerte sie unter einer der riesengroßen schattenspendenden Atlaszedern. Diese waren ihre Lieblingsbäume...

Ihr Vater, so er ihrer ansichtig wurde, sah in seinem Herzen eine gute Fee, eine Lichtgestalt, ein durchweg reines, unverdorbenes Wesen und ihn durchströmte nichts als tiefe Liebe zu seiner Tochter. Die Mutter dagegen tadelte und verglich sie mit einer Bäuerin. Trafen sich, so aufgescheucht, die Blicke von Vater und Tochter, schienen sich beide zuzuflüstern: „Lass sie schimpfen. Sie versteht nicht. Hab dich lieb...“ -

„Mutter, bitte.“

Stunden später wagte Edelfa einen erneuten Versuch, man möge vom Vorhaben, sie in das ferne Monferrato zu verheiraten, absehen. „Wenn ich Euch doch versichere, mich keinem Eheersuchen mehr zu versperren, das Euch aus dem Süden angetragen wird.“

Von den Worten der Tochter offensichtlich ungerührt, besah Camilla prüfend das Seidenkleid, das man eben ins Ankleidezimmer ihrer Tochter gebracht hatte. Danach öffnete sie mehrere der bereitstehenden Schmuckschatullen. Sie wählte ein Paar Diamant-Ohringe, hielt diese zuerst an das Kleid aus zartgrüner venezianischer Seide, um dann an den Frisiertisch zu treten, an dem Edelfa saß, wo sie ihr Haar kunstvoll aufgesteckt bekam.

Camilla hielt die Ohringe gegen Edelfas Wangen. Dabei richtete sie ihren Blick zum Spiegelbild ihrer Tochter, ohne sich jedoch deren flehender Mine zuzuwenden.

Camilla sah daran vorbei. Ihr Interesse galt einzig dem Äußeren ihrer Tochter, nicht deren unübersehbaren Seelenqualen.

„Wie viele junge Männer aus bestem Hause hast du in deinem Stolz abgewiesen, mein Kind“, äußerte sie gefühllos. „Wie oft hast du uns damit brüskiert, als noch jemand um dich warb. So erspare uns die Schande, in deinem Alter einen Gatten für dich suchen zu müssen oder dich überhaupt nicht zu verheiraten. Und erspare mir dein Gejammerge, dass du nun ein Leben an der Seite eines betagten Gatten führen wirst. Du hast es selbst herausgefordert.“

Camillas Herz krampfte bei ihren harten Worten.

Doch auch sie hatte man damals ungefragt an Angelico di Frattamaggiore verheiratet. Dessen zum Trotz: Welch glückliche Jahre hatte sie bis zu dem tragischen Unglück an der Seite ihres Gatten verbracht. Wenngleich keine Liebesheirat, so hatten sie dennoch in tiefer Zuneigung zueinandergefunden.

Deshalb hoffte sie auf ein Gleiches für ihre ungestüme, stolze Tochter. Der verwitwete, in die Jahre gekommene Marchese schien ihr in seiner Güte hierfür bestens geeignet:

In seinem Wesen gesetzt, wie sie ihn einschätzte, würde er sicher mit Edelfas Temperament umzugehen wissen. Obwohl sie in ihrem Seelenschmerz und ihrer Verbitterung seit langem keinen wirklichen Zugang zu ihrer Tochter mehr fand, liebte sie ihr erwachsenes Kind nichtsdestoweniger. Und bevor sie nicht mehr die Kraft aufbringen würde, Edelfa aus dem Hause zu schicken, entspräche sie jetzt ohne Umschweife den glühenden Heiratswünschen des Oreste d'Alfero. Wie schnell er ihre Tochter auch an seiner Seite wünschte.

Von den Worten der Mutter bis ins Mark getroffen, blieb Edelfa der Mund offen. Dennoch rang sie schwer nach Atem.

„Mutter“, presste sie mühsam hervor, ihr wehes Herz versagte ihr aber jedwede weitere Bitte.

„Erlaube dir nicht, zu weinen, Edelfa! Es ist zu spät für neue Schminke!“

Camillas strenger Ton, der Edelfa abermals traf, wurde überraschend

mütterlich. „Mein liebes Kind“, setzte sie an, „auch mich hat niemand gefragt, bevor man mich an die Seite deines Vaters wies. Und wie sehr lernten wir uns lieben.“

In Camillas Antlitz wollte unsäglicher Schmerz aufsteigen. Zeitgleich schnürte die Verbitterung über ihr Schicksal ihre Brust zusammen. - Sie straffte sich. Sie war eine Contessa. Man hatte sie zu Haltung erzogen.

Noch bevor der Tochter in deren eigenen Bekümmernis die Herzensqualen der Mutter offensichtlich wurden, verschanzte sie ihre Gefühle wieder hinter ihrem gewohnt kühlen Wesen.

„Du in deinem Stolz“, fuhr sie fort, „sieh es doch so: Je älter, desto besser. Als junge und vermögende Witwe eines Marchese steht dir die Welt offen. Und dafür ist der Preis der vielleicht über die Hochzeitsnacht gar nicht hinausgehenden ehelichen Pflichten ein geringer. Sei fügsam. Lass dich verwöhnen, denn dies wird Oreste d'Alfero mit Sicherheit tun. Und genieße die Zeit an der Seite eines gereiften Mannes.“ -

Leidlich hatte sie später, am Abend, das Ritual der Begrüßung und das üppige Mahl an der Seite ihres aufgezwungenen Bräutigams unter ausfragender Konversation überstanden.

Anschließend hielt sie Oreste d'Alfero durchweg an ihrem Handgelenk fest. Edelfa spürte das unentwegte Streicheln seines Stummelfingers in der Gegend ihrer Pulsader, was ihr unzählige Schauer über den Rücken jagte. Trotz der gestrengen Blicke ihrer Mutter versuchte Edelfa, sich ihm zu entziehen. Doch er war unnachgiebig. Bestimmt hatte man ihm von ihrer Widerspenstigkeit heiratswilliger Verehrer gegenüber berichtet. Anders konnte sie sich seine festen Griffe nicht erklären.

So blieb ihr nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Abgesehen von seinem Alter, er war sicher nicht wenig jünger als ihr Vater, und dem abstoßenden Fingerstummel an seiner rechten Hand, der wohl von einer Verletzung herrührte, musste er in jungen Jahren ein passabler Mann gewesen sein:

Er war durchaus als hochgewachsen und schlank zu bezeichnen. Sein ergrautes Haar wallte noch immer und es umrahmte adelige Gesichtszüge. Die warme, gütige Ausstrahlung seiner Augen trösteten Edelfa und sie zwang sich, ihre Wahrnehmung auf diese und nicht auf sein gealtertes Wesen zu konzentrieren. Aufs Feinste gekleidet und vollendet in seinem Auftreten, stünde sie einem vornehmen Gatten an der Seite...

Am selben Abend wurde, ohne dass man sie gefragt hätte, das offizielle Verlöbnis verkündet und ein alsbaldiger Hochzeitstermin vereinbart.

„Obgleich ich Euer Vater sein könnte“, verabschiedete sich Oreste d'Alfero danach vertraulich von ihr, „so seid mir hold, teuerste Edelfa. Mein

vereinsamtes Herz sehnt sich nach Eurer Lebensfreude, von der man mir berichtete. Eurer harrt ein kleines Reich, in dem es Euch an nichts mangeln wird.“ Unter einem aufgehauchten Handkuss richtete er seinen Blick fest in ihre Augen. „In einem Monat beehrt mich auf meinem *Castello*¹² und werdet die Meine.“ -

Die darauffolgende Nacht bescherte Edelfa einen Albtraum:

Zur Hochzeitsnacht hatte man sie in ein feines, knöchellanges Seidenhemd gekleidet und ihr Haar gelöst. In dieser Aufmachung betrat sie Orestes Schlafgemach, das mit unzähligen Kerzen ausgeleuchtet war. Dort machte sie seine wartende Silhouette hinter dem schimmernden Verhang eines Himmelbettes aus. Langsam ging sie darauf zu, um dann zu ihm zu steigen. Sein graues Haar sah sie zu einem Zopf gebunden. Gleich ihr war er in weiße Seide gehüllt und schwer parfümiert. Er empfing sie mit ausgestreckten Armen und begann, sie unter Liebesbeteuerungen und verführerischem Blick zu entkleiden. Als sie nackt war und er ihren Körper zuerst mit Blicken verschlungen, dann ausgiebig gestreichelt und mit seinen Lippen liebkost hatte, bot er sich ihr in einer Weise dar, die ihr sein Begehren nach der bevorstehenden Vereinigung signalisierte und er von ihr wünschte, dass sie seine Lenden entblößen möge... Er war ihr Gatte. Sie überwand sich, fasste nach ihm... und ein Blick auf seine Männlichkeit ließ sie erschauern: Ihr zeigte sich nichts als sein Stummelfinger, mit dem er, sie unter sich gezogen, versuchte, die Ehe zu vollziehen...

Mit einem Aufschrei fuhr Edelfa aus dem Schlaf. Nassgeschwitzt und unter dem schockierenden, nicht weichen wollendem Einfluss ihres Traumes verweinte sie den Rest dieser Nacht. -

Wenige Tage später suchte sie in ihrer Verzweiflung Trost in der von ihr geliebten *Chiesa di San Sossio zu Frattamaggiore*. Sie warf sich vor dem Marienaltar auf die Knie und betete unter Tränen und voller Inbrunst zur Gottesmutter.

Padre Gaudenzio, der sie schon getauft hatte und ihr leises Weinen hörte, trat schweigend zu ihr.

„Hochwürden“, sah sie flehend zu ihm auf, „Ihr findet mich in tiefster Verzweiflung!“

Ein schwerer Schluchzer entlud sich Edelfas Brust, als sie die gütigen Blicke ihres Priesters auf sich spürte.

„Was hast du, mein Kind?“ Er schlug ein Kreuz über sie, verneigte sich vor der Madonnenstatue und zog sie mit sich.

¹² ital. für Schloss, Burg

„Ich muss mich ehelichen, gegen meinen Willen, versprochen einem alten Mann.“ Wieder weinte sie.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat, auf dass du lange lebest und dass dir wohl gehe in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.“

„Ja, Padre Gaudenzio, ich weiß und ich ehre meine Eltern. Aber will unser Herr, dass ich fern der Heimat unglücklich an der Seite eines alten Mannes leben muss?“

Kopfschüttelnd schob der Priester Edelfa in einen der Beichtstühle.

„Beichte, mein Kind, denn mir scheint allzu sehr, du bist voll von Sünde.“ Edelfa beichtete, zitternd und unter Tränen.

Nachdem Padre Gaudenzio ihr die Absolution erteilt hatte, fasste sie nach dem Beutelchen zwischen ihren Röcken und beförderte eine schwere Goldkette, deren Anhänger aus einem wuchtigen, mit einem Rubin besetzten goldenen Kreuz bestand, zu Tage.

„Bitte, Hochwürden, segnet dieses Kreuz. Es ist das Verlobungsgeschenk meines künftigen Gatten. An meinem Herzen soll ich es tragen. Es spendete mir weit meiner Heimat ungleich mehr Trost, wüsste ich es durch Euch gebenedeit.“

Ihr Wunsch wurde erfüllt.

„Gehe hin in Frieden, mein Kind. Und vergiss nicht, dass unser Herr durch seinen Sohn das Sakrament der Ehe zwischen Mann und Frau verfügt hat. Ehre deinen Gatten, auf dass Euch Kindersegen zuteilwird. Erfahre so großes Glück als Frau und Mutter.“

Damit verabschiedete er sie.

Mit dem Losfahren der Kutsche, die sie zurück zum Palazzo ihrer Eltern brachte, verschwamm nach wenigen Momenten das Portal der Kirche vor ihren tränennassen Augen.

Davon zerriss es Edelfa schier das Herz in Abschiedsschmerz, der für sie nur ein Vorgeschmack dessen war, was ihrer weiter harrete:

Der baldige Abschied von ihrem Elternhaus und ihrer Heimat. -

Beunruhigende Nachrichten Oreste d'Alferos, er befürchtete erneute französische Belagerungsgelüste im Piemont, halbierten Edelfas verbliebene Zeit bis zur Abreise.

Anfangs, bestärkt von der Sorge des Vaters in leiser Hoffnung, dass man von einer schnellen Hochzeit in Anbetracht der unsicheren Lage im Piemont absehen würde, trat auf Betreiben der Mutter das Gegenteil ein:

Seit dem Verlöbnis waren keine zwei Wochen vergangen, als zügigst zum Aufbruch gerüstet wurde.

Ihre Kutsche war mit edlen Rappen bespannt und generös mit Aussteuer

bestückt, die auf Wunsch des Marchese im Wesentlichen aus Edelfas wertvollen Kleidern und passendem Schmuck bestand. Dazu hatte man eine sechsköpfige Dienerschaft auf Begleitung und Schutz der Tochter eingeschworen. So wartete man nur noch auf die Zusage der erbetenen Schiffspassage von Neapel nach Genua.

Abermals hoffte Edelfa vergebens, dass ihre Reise an mangelndem Schiffsraum scheiterte. - Weinend fand sie sich zur Verabschiedung in den Armen des Vaters.

„Er ist ein guter Mensch, mein geliebtes Kind, glaube mir. Andernfalls hätte ich einer Verbindung mit ihm niemals zugestimmt. Es wird dir gefallen, das Monferrato. Schnell wirst du dich eingewöhnt haben. Schreibe mir. Schreibe mir jeden Tag. Gott schütze dich.“

Energisch entzog sich Angelico di Frattamaggiore der Umklammerung seiner bebenden Tochter. Er wandte sich ab und ohne einen weiteren Blick auf die in Tränen zerfließende Edelfa eilte er in den Palazzo.

Weniger innig verlief der Abschied zwischen Mutter und Tochter.

Die Worte Padre Gaudenzios im Ohr, konnte Edelfa ihrer Mutter dennoch für den Moment nicht verzeihen, dass man sie fast überstürzt aus ihrem Zuhause riss.

Nach lediglich einem verhaltenen Kuss auf die Stirn bestieg Edelfa die Kutsche. Während sich der Schlag hinter ihr schloss, presste sie die Hände vors Gesicht und vergrub sich im Kutscheninneren.

Als man später den Hafen von Neapel erreichte, reagierte sie nur blindlings. Ohne sich um die Einschiffung von Kutsche und Dienerschaft zu kümmern, bestieg sie das Segelschiff.

Einzig Celestina widmete sie ihre Aufmerksamkeit:

Tröstend hatte ihr der Vater in Abwesenheit der Mutter vom großen Strom namens *Po* erzählt, den sie in nicht einmal einem halben Tagesritt vom Anwesen ihres künftigen Gatten erreichen könnte. Würdevoll speiste das Gewässer die neue Heimat weitläufig mit Wasser, gesammelt Schneeschmelze und Regen unzähliger Zuflüsse aus den nahen, hohen Bergen. Deswegen hatte sie ihrer Mutter die Erlaubnis abgerungen, dass ihre Lieblingsstute sie in die neue Heimat begleiten durfte. So würde sie auch dort herrliche Sonnenaufgänge erleben können. Obschon nicht das Meeres-, aber wenigstens ein gleichmäßiges Flussrauschen in den Ohren...



Nach ruhiger mehrtägiger Überfahrt erreichten sie mit der aufgehenden Sonne den Golf von Genua. Edelfa war aufs Erste versöhnt, denn ihren

Blicken bot sich eine atemberaubende Landschaft:

Imposante Massive leuchtenden Felsens, die sich unmittelbar hinter der ligurischen Küste auf türmten, wechselten mit den Hügeln des gen Norden ins Landesinnere steil aufsteigendem Apennin. Sattgrün zeigte sich die Südseite dieses Gebirges. Bewaldet, beschirmt von den Baumkronen riesiger Pinien, bewachsen mit bizarren Agaven, Feigenkakteen, Zitrusbäumen, Oliven, Oleander und haushohen Palmen. Wohin sie auch blickte, es blühte in unzähligen Farben. Dazu entdeckte sie prachtvolle schneeweiße Villen, die mutig, fast trotzig, an die Steilhänge der Riviera gebaut waren. Herrliche Sandstrände, hingestreckt zwischen malerischen kleinen Buchten, ließen Edelfas Herz höher schlagen. Sie sah sich bereits im Galopp auf Celestina - ohne die nachfolgende Schelte der Mutter. Einzig die Zustimmung des Gatten vonnöten, würde sie ihm diese im Handumdrehen abringen.

Ihre Lebensfreude erwartete er? Er bekäme sie von ihr, im Überfluss!

Angestrengt versuchte sie, sich der Landkarte, die ihr der Vater wieder und wieder gezeigt hatte, zu erinnern. Den Piemont trennte von diesem Paradies, von ihrem geliebten Meer, doch nur ein Streifen des Apennin...

Das laute Rasseln der Ankerkette riss Edelfa aus ihren Träumereien.

Bestärkt und beseelt von der sie umgebenden Natur und den ersten Blicken auf das stolze Genua konnte sie kaum erwarten, das Schiff zu verlassen und ihre Stute Celestina gut in ihrer Nähe zu wissen. Der Dienerschaft abermals jegliche Ausladung und Regelung überlassen, war sie derweil in Sichtweite des Schiffes am Kai entlangspaziert.

Wenig später fand sie sich wiederum in ihrer Kutsche. Diesmal vergrub sie sich nicht im Halbdunkel des Kutscheninneren. Die Vorhänge aufgezogen, reckte sie ihr Gesicht in den Fahrtwind. Sie sog den würzigen, ihr heimatlichen Geruch des Meeres tief in ihre Lungen und ließ ihre Blicke über die unendliche Weite der türkisblauen See schweifen...

Bis man, keine Stunde vergangen, den ersten Hügel passiert hatte und in ein dahinterliegendes, von dichtem Laubwald umschlossenes, nahezu finsternes Tal eingetaucht war.

Edelfa meinte, ihren Augen nicht zu trauen:

Die Landschaft war völlig verändert. Nur vereinzelt fanden sich noch kleine Olivenhaine. Verschwunden waren die Pinien, Palmen, Kakteen, Zitrusfrüchte, der Blütenreigen... Nach wie vor umgab sie herrlich frische Luft. Doch diese war nicht mehr vom Aroma des Meeres gewürzt. Vielmehr füllte sie der Geruch feuchter Erde und verschiedenster Laubbäume...

Als man das Tal durchquert hatte und sich erneut auf einem Hügel befand, ließ Edelfa anhalten.

Sie stieg aus der Kutsche. Vergeblich suchten ihre Augen das Meer:

Regelrecht umschlossen von endlosem hügeligem Grün, umwehte sie ein kühler Wind, der sie frösteln machte. Rein gar nichts erinnerte mehr an den Süden, der ihr Wesen eben noch so versöhnlich gestimmt hatte.

Schnell stieg sie wieder ein. Ihre Augen verfolgten noch eine kurze Zeit die an ihr vorbeifliegende Landschaft, dann ertrug sie diese nicht länger.

Eingeholt vom Schmerz, der sie, seit sie von ihrer Verheiratung wusste, ununterbrochen begleitete, befahl sie, die Vorhänge der Kutsche zuzuziehen. Sie erbat eine Decke, verkroch sich in den Polstern, schloss die Augen und hoffte auf Schlaf, der sie in ihrer seelischen Erschöpfung gnädig einholte. -

Lautes Hufeschlagen auf Kopfsteinpflaster und Rufe von Kutscher und Dienerschaft ließen Edelfa aus ihrem Schlummer auffahren.

Dunkelheit umfing sie. Ohne wirkliches Zeitgefühl öffnete sie einen der Vorhänge. Scheu blickte sie sich um: Man befand sich im Hof einer Herberge.

„Wo sind wir?“, winkte sie dem Kutscher, der eben mit einem ihrer Diener die Pferde ausspannte.

„In *Ovada*, Herrin. Zu verbringen hier die Nacht gemäß Anweisung Eurer Frau Mutter.“

„Celestina?“

„Wohlbehalten in der Stallung, Contessa.“

Wie benommen stieg Edelfa aus der Kutsche. Sie ließ sich in eine für sie gerichtete Kammer führen, wo sie die vorbereitete kleine Nacht Mahlzeit ohne Appetit afaß. Danach ließ sie sich auskleiden. Zuletzt betete sie und erfluchte schnellen, tiefen Schlaf, nur dass ihre Gedanken keine Gelegenheit fänden, sie zu peinigen.

Auch am folgenden Tag blieben die Vorhänge der Kutsche geschlossen.

Edelfa verkroch sich wiederum in die Polster und gab sich schweigend ihrem Seelenschmerz hin. Nicht ein einziges Mal blickte oder stieg sie aus der Kutsche. Sie träumte nur von ihrem letzten Ausritt ans Meer. Dabei hoffte sie, dass die Kutsche halten, und man ihr die Ankunft im *Monferrato* verkünden würde. Ununterbrochen rechnete sie hinter ihren geschlossenen Augen, wie lange sie wohl zurück ans Meer bräuchte, wenn sie mit Celestina zülig ritt...

Endlich hielt die Kutsche und aus dem regen Treiben der Dienerschaft mutmaßte sie, dass man das Ziel wohl erreicht hätte.

„Sind wir im *Monferrato*?“

Erwartungsvoll befahl sie, ihr den Kutschenschlag zu öffnen:

Edelfa fand sich, es musste am späten Nachmittag sein, direkt vor dem Eingang eines mondänen Palazzo.

Erleichterung durchfuhr sie: Also wären es doch nicht einmal zwei Tagesreisen in einer Kutsche. Auf Celestina locker an einem Tag geritten, wüsste sie erst den Weg, und sie wäre wieder am Meer...

„Oh nein, Herrin“, zerstörte die Antwort der Dienerin ihre Illusion. „Wie uns aufgetragen, sind wir für einen zweitägigen Aufenthalt in *Acqui Terme*, Euch zu richten für den Herrn Bräutigam.“

„*Acqui Terme?*“

Edelfa erinnerte sich. Der Vater hatte ihr von der Stadt erzählt. Die Lagen versprochen recht gute Rotweine. Doch wo dieser Ort genau lag, daran konnte sie sich nicht erinnern.

Als sie widerwillig aus der Kutsche stieg, eilte eine vornehme Dame in Begleitung weiterer Dienerinnen auf sie zu.

„Willkommen in unserem Hause, Contessa di Frattamaggiore! Wir hoffen, die Anweisungen Eurer Frau Mutter richtig vernommen zu haben und Ihr findet alles zu Eurer Zufriedenheit.“

Edelfa wusste nichts von Anweisungen. Sie fühlte sich wie zerschlagen. Ein höfliches Nicken konnte sie sich eben noch abringen in der Hoffnung, danach wieder allein zu sein:

Das ungekannte Gefühl, ihr ihren ureigenen Willen genommen zu haben, das sich in ihr nicht nur ausbreitete, sondern zunehmend manifestierte, nahm ihr alle Lebensgeister. Sie folgte der diensteifrigen Dame - gleichgültig.

Wenig später im Begriff, in das für sie vorbereitete Rosengeranienölbad zu steigen, drangen zuerst hämmernde Hufschläge, dann laute Rufe an ihr Ohr. Ungeachtet des Lärms glitt sie ins heiße Wasser und schickte eine ihrer Dienerinnen zum Nachsehen.

Mit deren Rückkehr stürmte auch die Signora des Hauses aufgeregt in ihr Gemach.

„Contessa di Frattamaggiore!“, japste sie nach Atem, „Ihr werdet aufgefordert, unverzüglich unser Haus zu verlassen, um im Schutz dieser Nacht unter Begleitung bewaffneter Männer zu Eurem Bräutigam zu reisen!“

„Wer fordert mich auf?“ Entgeistert hob Edelfa ihren Kopf aus dem dampfenden Badezuber.

„Der Marchese selbst, Contessa. Entgegen der Anweisung Eurer Frau Mutter!“, betonte die Signora ausdrücklich ihre letzten Worte.

Augenblicklich stieg Angst in Edelfa auf, denn sie verstand nicht.

Wollte Oreste d'Alfero sich ihrer so schnell als möglich bemächtigen, kaum dass sie ohne väterlichen Schutz ihm quasi ausgeliefert war? Verborg er bisher sein wahres Gesicht, das er nun zeigte?

Sie dachte an seinen Stummelfinger. Dabei sah sie ihn als Raubritter, sah

sie sich von ihm gefangengehalten, in einem Turm bei Wasser und Brot, bis sie willfährig wäre. Als seine Mätresse, nicht als ehrenwerte Marchesa...

Hatte ihr Vater sich wohl in ihm getäuscht?

Energisch schüttelte Edelfa mit ihrem Kopf. Sie würde tun, was Ihre Mutter vorgab.

„Weshalb? Nein, keinesfalls.“

„Nun, er lässt ausrichten, dass französische Truppen unweit von *Asti* auf dem Vormarsch wären. Und diese Stadt gilt es zu passieren, auf Eurem Weg zu ihm.“

Dies leuchtete Edelfa etwas ein. Trotzdem würde sie heute in keine Kutsche mehr steigen und in der Dunkelheit auf bewaffnete Männer vertrauen, die sie nicht kannte.

„Morgen früh, meinetwegen ganz beizeiten, brechen wir auf“, entschied sie deshalb. „Doch erst, nachdem Ihr mich dem Wunsch meiner Mutter gemäß angekleidet habt. Richtet dies den Männern aus. Sie sollen hierbleiben, heute Nacht.“

„Ganz wie Ihr befiehlt, Contessa.“

Mit einem erleichterten Seufzen verließ die Signora das Gemach. Auch ihr erschien eine hektische Abreise in die bevorstehende Nacht mehr als beängstigend...

Edelfas so plötzlich aufgewühlte Sinne hatte das Rosengeranienöl wieder besänftigt. Sie verwarf ihre wüsten Gedanken. Sie vertraute auf ihren Vater:

Er hatte sie sicher nicht einem Mann versprochen, ohne dies fein abgewogen zu haben. Auch war der Marchese es, der besorgt korrespondiert hatte.

Nicht er der treibende Keil ihrer vorgezogenen Abreise, sondern ihre Mutter!

Entspannt lehnte Edelfa sich in ihrem Badezuber zurück. Und ebenso entspannt ließ sie sich am nächsten Morgen ankleiden und frisieren. Die Wahl war auf ihr Lieblingskleid gefallen: Ein Traum aus rosa venezianischer Seide. Edelfa wusste, wie schön sie darin aussah. Sie würde sich an ihrem Äußeren aufrechthalten, nachdem ihr Innerstes den Halt verloren hatte.

„Wie weit ist es noch?“, war ihre erste Frage an einen der vom Marchese geschickten Männer, als sie mit der aufgehenden Sonne in die Kutsche stieg.

„Wenn wir eilen, seid Ihr vor dem Abend bei Eurem Bräutigam.“

Edelfa seufzte und rechnete:

„*Fast drei Tagesreisen bis ans Meer. Nie wird er dir erlauben, dorthin allein zu reiten.*“

Ihre Gedanken wanderten.

„*Vielleicht*“, kam ihr eine tröstende Idee, „*schenkst du ihm bald ein gesundes Kind. Dafür bittest du ihn um ein kleines Anwesen am Meer und erklärst ihm deine*

Sehnsüchte.“

Sofort wurde ihr ein Stück weit leichter ums Herz:

Bisher hatte sie nie daran gedacht, dass sie eines Tages gebären sollte, schongleich nicht, dass sie dies wollte. Nie sah sie sich als Mutter mit einem Kind im Arm. Nie war in ihr ein derartiger Wunsch entstanden. - Doch jetzt würde sie beten, für ein Kind.

So unaufhaltsam die Kutsche ihrem künftigen Gatten entgegenrollte, so unaufhaltsam ließ Edelfa ihren Überlegungen freien Lauf.

Bald wäre sie eine Ehefrau und, so Gott es wollte, auch eine Mutter.

Edelfa rief sich die warmen Augen Oreste d'Alferos ins Gedächtnis.

Vielleicht würde seine Güte an ihr Herz rühren. Vielleicht würde sie eines Tages sogar für ihn empfinden, wenn er gut zu ihr wäre. Vielleicht würde ein gemeinsames Kind sie wirklich vereinen...

Tief in ihren Gedanken warf sie auch auf dieser Fahrt keinen Blick aus der Kutsche. Erst als laute Schreie zu ihr schallten und der Kutscher die Pferde zu rasendem Galopp antrieb, wurde sie sich der Gefahr bewusst, in die sie unversehens geraten war...



PIEMONTE, JULI 1557

Einsam, inmitten der unbekanntenen *Alta Langa* gelegen, von verwirrenden, bewaldeten Hügelketten umgeben und von den Flusstälern der *Bormida*¹³ begrenzt, zeigte sich *Cortemilia*, die einzige als Stadt zu bezeichnende Ansiedlung der Umgegend, alles andere als lieblich:

Jeden Abend, wenn die feuchtwarme Luft des Mittelmeers von jenseits des ligurischen Apennin aufgestiegen war und sich mit der kühlen Gebirgsluft der nahen piemontesischen Alpen vermischte, jagten starke Winde zerrissene Dunstwolken über die Landschaft und peinigten Mensch und Tier. Der Düsternis dieses Naturschauspiels nicht genug, blickte man zudem auf die allgegenwärtigen Sarazentürme, die ein finsternes Stück Geschichte lebendig hielten:

Fast sah man sie noch, die Leuchtfeuer, wieder und wieder entzündet im 10. Jahrhundert, um vor den durch das Land ziehenden, mordenden und

¹³ mehrarmiger Fluss, entspringt an der Nordseite der ligurischen Alpen und mündet in den Tánaro

plündernden *Sarazenen*¹⁴ zu warnen...

Etliche Bewohner dieser Gegend bäumten sich mutig gegen jene Widrigkeiten. Fleißig betrieben sie Weinbau, wo immer die Sonne ausreichend Licht und Wärme spendete, und dafür ungeeignete Lagen wussten sie mit edlen Haselnüssen zu kultivieren.

In gleichem Maße kämpften sie gegen ihre Ängste an, die ihnen etwas anderes bescherte:

Obwohl sie auf einer der sonnenbeschienenen Hügelkuppen oberhalb der Weinberge errichtet worden war, lag sie dunkel da, die Burg der Grafen zu Cortemilia. Grau in Grau erschreckte das Gemäuer. Schmucklos war es, bar jeder bunten Burgflagge oder eines anderen Zierrats, das das wuchtige, von einer hohen Burgmauer abgeschottete Bauwerk hätte aufhellen können.

Angstvoll sah man aus der ihr zu Füßen liegenden kleinen Stadt zu ihr auf, denn schwarz war die Farbe, die man mit den wenigen Bewohnern der Burg in Verbindung brachte.

Jene Furcht bestärkte die Tatsache, dass das Gestühl in der örtlichen Pfarrkirche *Madonna della Pieve*, welches man ehrfürchtig für die Grafenfamilie bereithielt, seit Jahrzehnten leer stand.

Die verwitwete Burgherrin, um die sich düstere Geschichten woben, blieb ungesehen. Einzig über den Sohn wusste man vage, weil er die Verwaltung der ausgedehnten Ländereien befehligte. Unzweifelhaft, wie man sich erzählte, war er ein ungewöhnlich schöner Mann, schlank und hochgewachsen mit pechschwarzem langem Haar. Aus seinem Antlitz von vornehmer Blässe leuchteten stechend grüne Augen, die in ihren Bann zogen. Stets zeigte er sich unnahbar, kühl, fast arrogant. So war es nicht verwunderlich, dass auch ihm der Ruf des Geheimnisvollen anhaftete... -

Emiliana di Cortemilia klopfte sich den verbliebenen Schwefeldunst aus ihren Röcken und begann zu zetern.

„Emanuele, wieder habe ich mich um Ausreden gewunden wie ein Wurm! Wieder wollte **ER** von mir nur eines wissen: Nämlich, wann du endlich gedenkst, dich zu vermählen! **ER** wartet auf deine Nachkommen. Und was tust du, anstatt dir ein Weib zu suchen?! Streifst wieder und wieder durch die Weinberge! Als ob die Reben dadurch schneller wachsen würden!“

„Schneller nicht, Mutter“, gab Emanuele gelassen zur Antwort und drehte eines ihrer Gläser in den Händen, dessen Inhalt sich ihm nicht wirklich erschloss, denn er sah in trüber Flüssigkeit eingelegte Körperteile

¹⁴ kriegerischer Volksstamm, hier aus Nordafrika, der ausschließlich von Piraterie lebte

irgendwelcher toter Reptilien vor sich. „Meine Aufmerksamkeit gilt der Qual, die die Rebe leidet, um uns den besten Wein zu schenken.“

Er stellte das Glas in eines der vielen verstaubten, überbeladenen Regale zurück und sah ihr ernst ins Gesicht.

„Dann sage mir doch bitte, Mutter, wie soll ich ein passendes Weib finden? Wie mich entscheiden, bei den unzähligen Einladungen aus den umliegenden Grafschaften, die uns erreichen? Oder an den unzähligen Abenden, zu denen wir hier auf Burg Cortemilia laden? Heiß erwartet von den heiratsfähigen Töchtern *Piemonts*, *Liguriens*, der *Lombardei*, des *Monferrato* und - nicht zu vergessen: *Mailands*, *Genuas*...“ Emanuele spöttelte.

Emiliana dagegen schnaubte. Sie war es leid, dass er ihre völlige Zurückgezogenheit, in der sie ob ihrer Umstände lebten, vorschob.

„Emanuele, es gibt nicht nur den Piemont und was du sonst aufzählst! Warum gehst du nicht...“, sie überlegte, „...nach *Venedig*, zum Karneval!“

„Genau, Mutter. Und wenn die Holde dann die Maske abnimmt, hier, nachdem sie mich erhört hat, trifft mich der Schlag.“

Wieder erntete Emiliana seinen Spott.

„Gut, mein Sohn. Das nächste Mal, wenn dein Vater erscheint, erklärst du dich **IHM** selbst. Sicher wird **ER** dir bald eine Braut bestimmen. Dann bist du an **SEINE** Wahl gebunden. Und **IHN**“, ihre Stimme wurde streng, „kannst du nicht so verspotten, wie mich.“

„Bitte verzeih mir, Mutter. Nichts liegt mir ferner, als dich zu verspotten.“

Emanuele trat zu ihr und küsste ihr entschuldigend die Stirn.

„Aber sie ist mir eben noch nicht begegnet. Doch ich verspreche dir, zum nächsten Karneval reise ich nach *Venedig*, wenn ich dir damit eine Freude bereite.“

„Nicht mir machst du eine Freude...“

Resigniert winkte Emiliana ab und wechselte das Thema.

„Man hört, die Franzosen ziehen wieder vermehrt durchs Land und verkaufen ihre Gefangenen als Sklaven. Meinst du nicht auch, wir sollten die Gelegenheit nutzen und unsere Dienerschaft vergrößern?“

„Ja, Mutter, dem sollten wir unbedingt nachgehen. Gleich morgen breche ich mit ein paar Männern auf und hole Erkundigungen ein, wo Franzosenheere lagern...“